

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Die Tochter des Bandenführers.

(Mit einer Abbildung.)

Aus den Memoiren des piemontesischen
Obersten Arnoldi.

Im Frühjahr 1813 mußte ich nach einem angenehmen sechsmonatlichen Aufenthalt bei meiner Familie im damals französischen Tal von Aosta wieder zu meinem Bataillon zurück. Dieses lag in Ragusa, seit Oesterreich auf den Hafen am adriatischen Meer zu Gunsten von Napoleon verzichtet hatte, der nun über Syrien und Dalmatien gebot.

Soll ich's gestehen? Ich dachte an meine Heimat. Meine Gedanken flogen zu den Gipfeln des Mont-Blanc, während ich eines Abends am Gestade von Gravosa lustwandelte. Aber da wurde ich plötzlich aus meinen Träumen gerissen: zwei badende Mädchen waren in Gefahr geraten, ich sprang ihnen zu Hülfe...

Sie hatten sich zuweit ins Meer hinausgewagt, wurden von den Fluten ergriffen und waren, erschöpft, nahe daran zu ertrinken.

Sergeant Thomas, ein Savoyarde aus Chamounix, der sich gewöhnlich in meiner Nähe aufhielt, sprang mir nach, und wir waren so glücklich, die Damen, die einem sichern Tod entgegengingen, regungslos, aber noch lebend ans Ufer zu bringen.

Einige älteren Damen waren auf das Geschrei hin sofort herzugeeilt, und so konnten die Mädchen, als sie wieder zu sich gekommen waren, bald nach Hause gebracht werden.

Die eine von ihnen war keine andere als die schöne Zora, die Tochter unserer Wirthin; ihre Gefährtin hieß Nunciata.

Über den Hafen von Ragusa, auf dem Felsenriff von San Sergio erhoben sich verschiedene Bauten, Lusthäuser inmitten von Vorbergebüsch, Zitronen- und Orangenbäumen, aus welchen ein paar Cypressen und Fichten hervorragten. Von dieser Anhöhe herab hatte man einen wahrhaft zauberhaften

Rundblick über das adriatische Meer und die Kette der Schwarzen Berge von Dalmatien. Dort oben wohnte die schöne Zora.

Die jüngern Offiziere meines Bataillons waren Tag für Tag auf San Sergio, nicht etwa, um inmitten der schönen Natur zu träumen, sondern um ihre freie Zeit im „Rasenden Roland“, der Hotel-Pension zu verbringen, welche von Signora Houska, Zoras Mutter, gehalten wurde. Die Signora, die sich als Witwe ausgab, war, obwohl schon im reifern Alter, noch sehr hübsch.

Ihre Tochter war eine entzückende Brünette von 17 Jahren. Ihre Augen von Sammt und Feuer trugen Verheerung in unser Offizierscorps... Aber die Signorina war sehr zurückhaltend, und die Schmetterlinge flogen umsonst um sie herum. Ohne den Mut zu verlieren, kamen sie andern Tags wieder, und wieder lehrten sie enttäuscht zurück, aber immer voller Hoffnung. Dieses neckische Spiel verführte meinen Kameraden die Eintönigkeit des Tagesdienstes und machte zugleich das Geschäft der Frau Houska gehen, die sich nicht beklagen konnte.

Bisher waren meine Beziehungen zu den Besitzern des „Rasenden Roland“ ziemlich kühl geblieben; aber nachdem ich die Tochter des Hauses gerettet, spann sich natürlich eine intime Freundschaft zwischen uns an, die sich aufbaute auf das gegenseitige Vertrauen. So war ich in die Lage versetzt, das wahrhaft anziehende, aber auch wieder befremdende Wesen der schönen Slavin genauer zu studieren. Zora zeigte sich, wie sie war, d. h. ganz in Kontrasten. Sie war sanft und heftig zugleich, poetisch angehaucht und nüchtern veranlagt, bald Weib, bald Teufel, aber nie banal und nie gewöhnlich! Einmal im Zorn, konnte sich Zora nicht mehr. Einmal sah ich, wie sie sich, wegen einer allerdings frechen Wendung, mit dem Stilet, das sie immer auf sich trug, mit hochgeschwungenem Arm auf einen Offizier mei-

nes Bataillons stürzte. Nur einem raschen Sprung nach rückwärts hat es mein Kamerad zu verdanken, daß keines jener venetianischen Knopflöcher in seine Haut gerissen wurde, durch welche im Nu das Leben entflohen ist.

Wenige Augenblicke nach diesem Auftritt saß dieselbe Zora über der Lektüre der „Vita nuova“ von Dante, ihres Lieblingsdichters, und ließ ihren liebesartigen Gefühlen freien Lauf. Und an diesem Tage „lasen wir nicht weiter“, wie es in „Romeo und Julia“ heißt. Ich mußte aufstehen, denn ich fing an, mich vor mir selber zu fürchten. Aber ich blieb im Bann dieses schönen, bezaubernden Mädchens.

Einer war freilich da, der unsere Freundschaft nichts weniger als gern sah: der alte Sergeant Thomas von Chamounix, eine ehrliche, tapfere Haut, ein geriebener Savoyarde. Er hatte die Kriege der Republik mitgemacht und war mein militärischer Erzieher gewesen. Das erklärt den verehrenden und doch familiären Ton, mit dem er mich behandelte. Die Strenge von San Sergio konnte ihm nichts anhaben. Er ließ keine Gelegenheit verstreichen, ohne mein Mißtrauen gegen Zora und ihre Mutter zu wecken.

„Sehen Sie, Herr Leutnant“, sagte er, „diesen Frauen ist nicht zu trauen. Ich bin überzeugt, daß sie zu den Banden in den Bergen Beziehungen haben. Jedesmal, wenn die junge fort ist, werden wir durch die dalmatinischen Banden hineingelegt! Es will mir nicht aus dem Kopf, daß ich diese Augen da schon einmal auf irgend einem Felsen gesehen habe, durch den Pulverdampf hindurch! Wer die einmal sieht, der vergift sie nie mehr!“

Ich behandelte diese Geschichten des wackern Unteroffiziers als blauen Dunst. Die Abwesenheit der schönen Zora hatte wohl einen andern Grund; sie erklärte sich dadurch, daß sie über die Bucht von Gravosa eine 80 jährige Ahne pflegen ging. Zudem hätte ein solcher Verdacht nicht im geringsten Wurzel bei mir fassen können; er wäre auf dem nächsten Spaziergang mit Zora und ihrem „Dante“ bald wieder verschwunden worden. Und warum hätte sie uns verraten sollen?

„Übrigens“, bemerkte ich dem argwöhnischen Unteroffizier, „verstehst weder Zora noch ihre Mutter Französisch, und wir sprechen über

dienstliche Angelegenheiten doch immer nur in dieser Sprache!“

„Das möchte ich doch sehen!“ brummte der ungläubige Thomas. „Sicher verstehen sie Französisch, aber sie wollen es nicht zeigen. Das will ich bald wissen!“

Drei Tage später kam Thomas auf die Sache zurück.

„Sie kann aber doch französisch, die Signorina! Erst diesen Morgen hab' ich's erfahren! Ich war im Eckzimmer mit dem Korporal, der die Wache hat. Dann sagte ich, so laut, daß es die Signorina, welche allein war, hören mußte: ‚Weißt du schon, Antonio, man sagt, Leutnant Arnoldi soll beim Schärmügel verwundet worden sein!‘ Das arme Ding wurde weiß wie ein Tuch; aber sie beherrschte sich wieder und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Es hat mir ja leid getan, aber — ich warne Sie nochmals: da werden Lumpenstreiche geplant!“

Diese Worte brachten mich in Verwirrung. Sollte Zora mehr als nur Freundschaft für mich empfinden? Aber wie mußte ich mich dann verhalten?

Was jeden Zweifel ausschloß, war der Umstand, daß unter irgend einem Vorwand Manciatà noch am selben Tag zu mir kam. Natürlich hatte Zora sie geschickt, damit sie näheres erführe. Arme Zora! Ich dachte jetzt an nichts weniger als an die Lumpenstreiche, vor denen Thomas mich gewarnt hatte.

Die Befürchtungen des Unteroffiziers hatten schon ihren Grund. Wir waren wohl die Herren von Jülyrien und Dalmatien, aber besaßen wir auch die Herzen der Bewohner und ihrer Frauen? Ja und nein. Unser Bataillon, das sich zum größten Teil aus Piemontesen und Savoyarden zusammensetzte, kam sehr gut aus mit den Eingeborenen von Ragusa, insofern sie italienisch sprachen; weniger gut mit den Slaven, Levantineren und Phanarioten; mit den Dalmatinern der Schwarzen Berge verkehrten wir nur durch Flintenschüsse. Das ist ein stolzes, kriegerisches, ungezähmtes, freheitsdurftiges Volk. Es beugte sich nie unter das Joch der Türken, der Venetianer oder der Oesterreicher. Und als man auch unsererits ihre Freiheit nicht respektierte, griffen sie zu den Waffen.

Von
Berge
heit un
ner.
Kamp
uns in
werfun
Leider
als er d

Dur
keit war
Berge
kommen
grenzen

Man
Tode
versiche
einem
gesund
Banden
jeder
hatten
konnte

Bis
beiderse
derholt
gegen
geschick
einen n
ten Ob
brutal
diplom

Gegner
einem
schnelle
sche M
gründli
der Han
zu bald

Du
bestoche
sula M
unsere
matinif
den gra
sofort z
dessen
Piazza
Platz v
Die

Von allen Bandenführern der Schwarzen Berge war Stephan Zarko durch seine Kühnheit und Tapferkeit unser gefährlichster Gegner. Er hatte gegen die Oesterreicher den Kampf geführt, wie jetzt gegen uns. Er hatte uns in loyaler Weise, nicht eine Niederwerfung, aber doch den Frieden angeboten. Leider war unser Gouverneur schlecht beraten, als er darauf nicht einging.

Durch seine Ritterlichkeit und Uneigennützigkeit war Zarko bei den Slaven der Schwarzen Berge in den Ruf eines Nationalhelden gekommen, dessen Einfluß über die Landesgrenzen hinaus sich erstreckte.

Man hatte eine Zeit lang das Gerücht vom Tode Zarkos verbreitet. Sergeant Thomas versicherte sogar, er habe ihn fallen sehen in einem Treffen, das einige Monate vorher stattgefunden hatte. Aber da sich in der Taktik der Banden nichts geändert hatte, und man bei jeder Gelegenheit wieder seine Art erkannte, hatten wir daraus geschlossen, der Unteroffizier konnte sich getäuscht haben.

Bis dahin war es in diesem Guerillakrieg beiderseits noch menschlich hergegangen. Wiederholt hatte uns Zarko, zum Auswechsel gegen seine Leute, von unsern Soldaten zurückgeschickt. Da wollte es das Unglück, daß wir einen neuen Gouverneur bekamen, einen alten Obersten, der ein schlechter Stratege, dazu brutal war, und vor allem ungeschickt. Statt diplomatisch zu verfahren, oder einen loyalen Gegner loyal zu behandeln, glaubte er mit einem Anführer von der Sorte des Dalmatiners schneller fertig zu werden, wenn er die türkische Methode anwandte. Aber er irrte sich gründlich. Die Ereignisse, in denen ich eine der Hauptpersonen wurde, lieferten dafür nur zu bald den Beweis.

Durch den Verrat eines vom Gouverneur bestochenen phanaristischen Griechen war Balsula Markowitsch, der Schwager Zarkos, in unsere Hände gefallen, und mit ihm drei dalmatinische Begleiter. Der Gouverneur erließ den grausamen Befehl, die drei Dalmatiner sofort zu hängen, und Balsula zu enthaupten, dessen Kopf dann auf einer Stange auf der Piazza dei Signori, einem öffentlichen Platz von Ragusa, ausgestellt wurde.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

Tags darauf war Balsulas Kopf verschwunden, und mit ihm 6 Voltigeurs des Bataillons, das am Tore des Dogenpalastes, wo der Gouverneur wohnte, die Wache hatte. Acht Tage später brachten unbekannte Hände eine unheimliche große Kiste in die Privatgemächer des Gouverneurs. Man brach den Deckel auf... In der Kiste lagen sechs Schakos, und darin hielten die Kinnbänder noch die Köpfe unserer unglücklichen Voltigeurs fest. . .

Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Tags darauf wurde die Zufuhr von Proviant vermehrt, die wir erwarteten und vor den Augen unserer Leute wurde eine Viehherde weggenommen. Das brachte den Gouverneur nur in um so größere Wut. Er ließ durch den öffentlichen Ausrufer auf den Plätzen und an allen Straßenecken bekannt geben, daß demjenigen 500 Theresenthaler als Lohn ausbezahlt würden, der den Bandenführer Stephan Zarko, lebendig oder tot ausliefern könnte.

Die Prämie war verlockend. Wenige Tage nach der öffentlichen Bekanntmachung stellte sich ein Bursche aus dem Gebirge im Palais vor, und verlangte unbedingt den Gouverneur persönlich zu sprechen. Nach längerem Hin und Her wurde er beim Obersten vorgelassen, dem er einfach erklärte, er wisse wo sich Zarko in den Schwarzen Bergen aufhalte, mit den 15 Mann, die ihm noch geblieben waren, da die anderen in ihre Dörfer zur Ernte zurückgekehrt waren.

Er erbot sich, eine Abteilung bis zum Schlupfwinkel des Banditen zu geleiten, wo uns dieser ohne Widerstand in die Hände fallen mußte. Außerdem machte er aus, daß ihm die Summe am Ort selber ausbezahlt würde, wo die Gefangennahme des Banditen erfolgen sollte. Die Entschiedenheit dieses jugendlichen Judas gefiel ausnehmend unserem traurigen Gouverneur, der auf alle seine Wünsche einging.

Meine Kompagnie war mit den Voltigeurs dazu ausersehen, die Abteilung zu bilden, deren Kommando der Gouverneur persönlich übernehmen wollte. Obwohl das Vorgehen des Gouverneurs nicht meinen Beifall fand, sagte mir die Idee einer Expedition in die Berge sehr zu, ich war neugierig wie es mit

dem Banditen werden würde. Ich beeilte mich daher, nach San Sergio emporzuklettern, um meiner schönen Wirtin Lebewohl zu sagen. Während des Aufstiegs dachte ich darüber nach, wie ich mich wegen meiner Abreise herauslösen konnte, da die Sache geheim bleiben mußte. Aber ich brauchte meine Phantasie nicht anzustrengen: Zora war soeben fortgegangen, ihre Großmutter hatte plötzlich ihrer Hilfe bedurft.

Ein wenig enttäuscht schlug ich den Rückweg zum Viertel ein, das ich bewohnte. Es war schon dunkel, als ich meine Wohnung verließ, um mich zum Sammelplatz zu begeben. Da wurde ich von drei unbekanntem Kerlen angefallen, die es anscheinend darauf abgesehen hatten, mich zurückzuhalten. Warum nur? Mit einer heftigen Bewegung konnte ich mich frei machen, und dann lief ich zum Sammelplatz. Unterwegs kam mir die Unterredung mit dem Unteroffizier in den Sinn und seine Zweifel. Aber es schien mir so unglaublich, daß ich jeden Verdacht weit von mir wies. Doch, warum hätte man mich zurückhalten wollen? Fürchtete Zora Gefahr für mich? Aber dann war ja das Geheimnis unserer Expedition durchgesickert! Wer hatte sie über unser Tun und Lassen unterrichtet?

Wir profitierten von einer finstern Nacht, um Ragusa zu verlassen. Es war verboten, das geringste Geräusch zu machen. Wie Schatten schlichen wir einher, die Schuhe mit Schnüren umwickelt; auch die Hufe des Pferdes, auf dem der Oberst saß, waren mit Lumpen umhüllt. So glichen wir eher einer Diebesbande als einer regulären Truppe.

Es war die Nacht über ein wundervoller Marsch, auf Pfaden, die mit Eichen bewachsen waren, hart an Abgründen vorbei, und über steile Felsen. Glücklicherweise waren unsere Leute, weil aus dem Piemont oder aus Savoyen, das Bergsteigen gewohnt. Kurz vor Tagesanbruch kam Sergeant Thomas in meine Nähe: „Haben Sie gestern vor unserer Abreise die Signorina gesehen, Herr Leutnant?“

Ich mußte verneinen.

„Nun dann werden wir wieder hereingelegt“, fuhr er fort, „der Vogel ist fortgeflogen, und wir sind wieder die Ruten, wenn's nicht schlimmer wird!“

Endlich kam der Tag. Wir verließen gerade den Gebirgspass und kamen in ein rundes Tal, das von steil abfallenden Felsen beherrscht war. Zu unseren Füßen floss ein Gebirgsbach, gerade gegenüber erhob sich ein mächtiger Fels über einem Abgrund.

„Ja, wo ist denn der Führer?“ schrien welche. „Er ist verschwunden!“

Ich führte den Zug in diesem Augenblick. Da sprengte der Gouverneur an meine Seite, während mir Thomas ins Ohr flüsterte:

„Nun ist es so weit Herr Leutnant, hatte ich nicht recht? Jetzt liegen wir in der Falle!“

Mehr konnte ich nicht verstehen, die Verblüffung, hatte mich starr gemacht, wie ein Medusenhaupt. Auf dem Felsen gegenüber bot sich eine zugleich herrliche und furchtbare Erscheinung unseren Augen dar. Da stand Zora, aufrecht im Licht ihrer Schönheit, in ein herrliches stolzes Dalmatinergegend drapiert, in der Hand das lange slavische Gewehr. Aber ihre Mine war hart, ihre Blicke drohten furchtbar. Sie sprach uns italienisch an:

„Gouverneur! Mein Vater Stephan Zarlo hat den Tod gefunden im Kampfe für unsere Freiheit! Du hast meinen Oheim Balsula Markowitsch feige ermorden lassen! Du hast auf meinen Kopf einen Preis gesetzt! Ich hatte dir den Frieden angeboten, und du hast mit Blut geantwortet! Jetzt bist du in meiner Gewalt, du bist in die Falle gegangen, die du mir stellen wolltest! Dir gegenüber kenne ich kein Erbarmen, wie du auch keines kanntest für die Meinen. Die Unglücklichen aber, die du ins Verderben bringst, bemitleide ich!“

„Feuer, Feuer auf dieses Weib!“ schrie der Gouverneur. Aber im selben Augenblick krachte ein Schuß, und der Gouverneur fiel kopfüber aus dem Sattel. Eine Kugel hatte ihn zwischen den Augen getroffen und sofort getötet. Zora aber war verschwunden.

Wir begannen zu feuern. Aber um uns herum, hinter jedem Felsen knatterte eine Salve. Unsere Leute fielen wie die Mücken. Die armen Soldaten, meist Rekruten, mühten sich umsonst, sie feuerten auf einen unsichtbaren Feind! Von unserem Hauptmann geführt, suchten wir den Eingang in den Paß zu erzwingen, um den Rückzug anzutreten. Aber ein Feuerregen empfing uns hier. Unsere Of-

erade
ndes
rscht
bach,
tiger
rien
blick.
Seite,
hatte
lle!"
Ber-
e ein
über
tbare
stand
it, in
dra-
wehr.
ohnten
:
Zarko
njere
sfula
haft
Zsch
t haft
einer
ie du
ne ich
st für
ie du
ie der
rachte
sfüber
ischen
Zora
a uns
eine
ücken.
nühnten
tbaren
führt,
zu er-
Aber
re Of-



Da stand Zora in der Hand das lange slavische Gewehr.

figiere fallen alle, tot oder verwundet, und noch immer geht das Schießen weiter. Ich blieb fast allein aufrecht, neben Thomas, der immerfort drauf losknallte, und den Feinden Flüche zurief. Ich erwartete den Tod. Aber er kam nicht. Warum verschonten mich die feindlichen Kugeln? Weil eine Stimme, die ich durch das Gewehrfeuer hindurch erkennen konnte, den Banditen zurief: „Es geht um euern Kopf! Schonet ihn!“ Bis in das Mark drang mir diese Stimme, es erfüllte mich mit furchtbarem Schmerz und namenloser Freude. . .

Wir waren noch unserer 25 aufrecht von 200! Alle andern tot oder verwundet. Wir mußten uns ergeben. Das Feuer wurde eingestellt.

Die dalmatinischen Frauen machten sich eilig an unsere Verwundeten heran, denen sie die sorgfältigste Pflege angedeihen ließen. Thomas und ich, wir wurden ins Lager der Dalmatiner geführt. Die Behandlung war ausgezeichnet; aber trotz aller Bitten gelang es mir nicht, Zora zu sehen.

Zwei Tage darauf war man so liebenswürdig, mir meine Waffen zurückzugeben, und unter guter Bewachung traten wir den Rückweg nach Ragusa an. Die Verwundeten, die den Transport ertrugen, wurden auf Baren getragen, die mit Hammelsfellen bedeckt waren. Thomas und ich, wir legten den Weg zu Fuß zurück.

Da erblickten wir unter dem Felsen, auf dem uns zwei Tage vorher Zora verklärt erschienen war, die Figur einer Frau: Es war Zora, nicht mehr die kriegerische, wilde Zora, sondern die Zora von Ragusa, mit diesem Ausdruck der Milde, das sie so reizvoll machte. Sie lächelte mir zu, schickte mir ein Kußhändchen und verschwand. Mein Blut war im Kreis herumgerast: ich blieb wie gebannt auf dem Platze, immer in der Hoffnung, die Erscheinung wieder zu sehen.

„Jetzt müssen wir aber gehen, Herr Leutnant!“ mahnte Thomas leise und zog mich weg. . .

Die Eskorte begleitete uns bis unter die Mauern von Ragusa. Als wir uns trennten übergab mir einer der Dalmatiner Truppe, ein mächtiger Kerl, ein Paket, mit den Worten:

„Herr Leutnant, das schickt Ihnen die Signorina, unsere Führerin!“

Kaum war ich allein, als ich mit zitternden Händen das Paket öffnete; es enthielt den Band „Vita nuova“ von Dante, in welchem Zora und ich so oft zusammen geblättert hatten, im Schatten der großen Fichten von San Sergio. Auf der ersten Seite des Buches stand von ihrer Hand in italienischer Sprache: „Möge die Erinnerung an eine flüchtig aufgetauchte Liebe ewig dauern!“

Die Erinnerung verließ mich nicht mehr, um jeden Preis wollte ich Zora wiedersehen. Aber unsere Fahnen sahen trübe Tage. Das Kaiserreich stürzte zusammen, und Österreich nahm die verlorenen Provinzen wieder zurück. Wir wurden von einer Division von Österreichern und Ungarn angegriffen, blockiert und belagert. Die Festung mußte kapitulieren. Wir mußten uns auf den Weg machen ins Gefängnis in Feindes Land.

Während unsere Gefangenenskolonne in traurigem Zug durch das Tor der Graoosa schritt, machte sich Nunciata an mich heran, und flüsterte mir zu: „Halten Sie sich bereit! Zora erwartet Sie!“ Dann war sie in der Menge verschwunden.

Zwischen zwei Reihen ungarischer Grenadiere gingen wir den Weg entlang, der das Adriatische Meer verfolgt, und sich am Fuße der Schwarzen Berge hinschlängelt. Thomas, der mir zur Seite ging, raunte mir plötzlich zu:

„Ich habe Nunciata gesehen. Das bedeutet eine Falle, aber diesmal werden nicht wir die Dummen dabei sein!“

Einen Augenblick später kam er abermals: „Es geht dort droben was vor, Herr Leutnant! Auf den Felsen wird's lebendig. Achtung!“

Bif, haf, bum! Ein Ungar stürzt zu meinen Füßen nieder. Ein furchtbares Geheul durchschneidet die Luft. Es ist das Kriegsgeschrei der Dalmatiner. Man umringt mich, ich stürze zu Boden, werde wieder aufgehoben; man schlägt sich um mich und um mich her. Dann packen mich kräftige Hände links und rechts, und tragen mich im Sturmschritt eine schwindelnde Anhöhe hinauf. Die Kugeln pfeifen um unsere Köpfe, aber der Lauf wird

fortgesetzt... Endlich flaut der Schlachtenlärm ab, wir hören ihn nicht mehr. Meine Wächter oder meine Retter, was weiß ich, halten ein. Es ist Zeit, denn mir ist der Atem ausgegangen. Ich lasse mich auf einen Stein nieder, und suche, den Kopf in den Händen, die Gedanken zu sammeln. . .

Plötzlich höre ich die wohlbekannte Stimme des Unteroffiziers:

„Eviva, eviva, la Signorina Zora!“

Ich erhebe den Kopf und springe auf die Füße: Zora steht vor mir, Zora mit einem engelsmilden, rührenden Ausdruck im Gesicht, und streckt mir die Hände entgegen... Ich weiß nicht, was dann in mir vorging, ich muß ganz unmenslich geschrien haben... Ich öffnete die Arme und schloß meine tiefgeliebte Zora an mein Herz. Dann suchte ich ihren Blick. Zwei Thränen hingen an den langen Wimpern, und lächelnd sagte sie weiter nichts als: „Endlich!“

Und Thomas? Thomas ist einer der berühmtesten Bandenführer der Schwarzen Berge. Er schlägt sich tapfer gegen die Türken. Und zwischen zwei „Schurkenstreichen“ läßt er meine Kinder auf den Knien schaukeln, während ihre Großmutter, die Nahrung in den Augen, der Familienzuseher zuschaut, und dabei einen Dolman ausbessert, einen Dolman, der auf einem siegreichen Zug von Thomas auseinanderging. Denn — fast hätte ich's vergessen — der tapfere Degen ist inzwischen der glückliche Gatte meiner Schwiegermutter geworden, der Signora Houska!

Stany von Drazheim.

Ein Seeabenteuer.

Abenteuerliche Geschichten für Knaben werden von vielen sich erhabenen dünkenden Personen deshalb verurteilt, weil in denselben derartige merkwürdige, alle Begriffe übersteigende Wunder erzählt werden, daß kein vernünftiger Mensch dieselben glauben kann. Ein Ereignis der letzten Zeit dürfte jedoch diese Klasse von Zweiflern belehren, daß im wirklichen Leben noch viel wunderbarere Dinge sich ereignen, als die kühnste Fantasie eines Dichters ent-

finnen würde. Gezeigt, ein zweiter Defoe würde es sich einfallen lassen, folgende „Geschichte“ seinen jugendlichen Lesern aufzutischen. Eine alte kränkliche Frau, näher den Siebzig, als den Sechzig, macht auf einem kleinen Küstenschiff eine Reise auf einer der unwirtlichen Schetland-Inseln nach der Hauptinsel der Gruppe. Während der Fahrt erhebt sich ein Sturm; der Kapitän wird von einer riesigen Welle über Bord geworfen; die zwei Matrosen, welche außer dem Kapitän die ganze Bemannung des Schiffes ausmachten, lassen schnell ein kleines Boot in die See hinab, um ihren Kapitän aus den Wogen zu retten. Die alte, kranke Frau bleibt die einzige lebende Seele an Bord des Schiffes. Die Matrosen rudern aus Leibeskraft, allein die Strömung treibt den mit den Wellen kämpfenden Kapitän immer weiter vom Schiffe fort, und schließlich sinkt er in die Tiefe. Die beiden Matrosen sehen sich jetzt nach ihrem Schiffe um, und zu ihrem Entsetzen werden sie gewahr, daß dasselbe, mit vollen Segeln, vom Winde getrieben, gerade nach der entgegengesetzten Richtung fliegt und daß sie in ihrem Boote dasselbe nimmermehr einzuholen und zu erreichen im Stande sind. Vom Unglücke überwältigt, rudern sie der Küste zu und melden dort ihr Abenteuer. Unterdessen segelt das der Mannschaft bare Schiff in die weite See hinaus; die alte Frau merkt an der Todtenstille im Innern des Fahrzeuges, daß irgend etwas nicht in Ordnung sein müsse; sie will die schmale steile Treppe hinan auf das Deck klettern, allein sie besitzt hierzu nicht die Kräfte. Der Sturmwind rast und heult im Takelwerk; die Greisin hält sich mit Not am Fuße der Treppe fest. Inzwischen fliegt das Schiff immer weiter in die See hinaus. Nacht folgt auf den Tag, und die einsame Reisende hört keinen andern Laut, als das Brüllen des Orkans. Sie betet und hofft; sie betet wieder nicht, im Gegenteil, sie verzweifelt. Hunger und Durst peinigen sie; einige Biskuits bilden ihren ganzen Mundvorrat; ihre lechzende Zunge labt sich an den auf der kleinen Fensterscheibe kondensierten Wassertropfen. So vergehen die Tage, so verstreichen die Nächte. Das Schiff, von keiner Hand gesteuert, rast immer weiter. Der elektrische Funke hat bereits

von Shetland nach allen Küsten die Nachricht von dem verlassenen Fahrzeuge gemeldet; ob dasselbe wohl auf offener See scheitern wird, ob es an den Felsen von Norwegen oder Schottland zerschellt, ob es in den offenen atlantischen Ozean hinein geblasen wird, um dort wie der „fliegende Holländer“ viele Jahre hindurch die Meere zu befahren? Acht Tage vergehen, keine Spur, keine Nachricht von dem entronnenen Schiffe; kein Fahrzeug hatte dasselbe getroffen, an keiner Küste wurde es von den wachsamsten Augen erspäht. Endlich am neunten Tage erblickten norwegische Schiffer von einem der einsamsten Fjords an gefährlichster Stelle einer von Felsen eingeschlossenen Bucht ein seltsames Fahrzeug. Mit Booten kann dasselbe nicht erreicht werden. Ein kühner Normann schwimmt hinaus, betritt das Schiff und findet die alte kränkliche Frau aus den Shetland-Inseln wohl zu Tode erschöpft, aber bei vollem Verstande an dem Fuße der Treppe zusammengelauert liegen. Die so wunderbar Erhaltene wird an das Land geschafft; sie erholt sich nach einigen Tagen unter sorgfältiger Pflege und berichtet den erstaunten norwegischen Schiffern ihre wunderbare Geschichte. Wenn nun dieses Abenteuer in einem „Buche für Knaben“ erzählt worden wäre, würden nicht die meisten über die allzukühne Phantasie des Verfassers den Kopf geschüttelt haben? Und doch ist die ganze Erzählung buchstäblich wahr; sie ereignete sich vor längerer Zeit. Die Heldin hieß Ealibeth Monat, eine alte, kränkliche Shetländerin, welche nach Lerwick zu ihrer Schwester fahren wollte, um dort einen Arzt zu Rate zu ziehen, da in Cumworth, ihrer Felsenheimat, kein Jünger des Askulap wohnte.

Verfälschte Freude. Hausfreund: „Warum heulst Du denn so, Fritzchen? Hat Dich vielleicht jemand geschlagen?“ — Fritzchen: „Nein, aber der Papa hat den Haupttreffer in der Lotterie gemacht — hu, hu, hu!“ — Hausfreund: „Und deshalb weinst Du? Das soll dich ja im Gegenteil freuen!“ — Fritzchen: „Ja schon — aber der Papa hat gesagt, daß ich jetzt studieren muß.“

Zwischen den zwei Donon.

Elässische Erzählung.

(Mit einer großen Abbildung.)

I.

Dort droben, mitten im Walde, auf dem Gipfel des Kelsches, wo die Romantik des wunderbaren Dononblocks am wildesten ist, erhebt sich eine Rauchsäule über das Geäst der Schwarzstannen. Es ist das Arbeitsfeld eines Köhlers. Die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, die schwarze Zippelmütze fest über dem Ohr, überwacht Meister Arbogast, der Köhler von Backenbach, seine Arbeiter. Die sind gerade daran, den Brand mächtiger Regel zu fördern, einer Art von riesigen Ametsenhäufen, denen zu tausend Öffnungen jener bläuliche Dunst entflieht, der sie von weitem dem Auge sichtbar macht.

Meister Arbogast Jordi, ein Veteran der ägyptischen Dragoner, ist der echte Typus der angestammten Klasse unserer Wasgauberge. „Ein alter Triböcher“, hätte der unvergeßliche Erdmann, der berühmte Erzähler gesagt. Groß, mager und hager, die Nase etwas gebogen, kleine Augen, aus denen die Schlaueheit blickt, ein starker rostroter Backenbart, der auf beiden Seiten bis zu den Mundbecken herabgeht, ein Mund, der beim Lachen 32 gesunde Zähne blicken läßt — so sieht der Mann ungefähr aus. Trotz seiner 64 Jahre ist Jordi noch rüstig, und wenn er Sonntags nach Schirmedi, Müzig oder Molsheim hinabsteigt, ist er aufs Feinste herausgeputzt, als müßte er noch vor dem General Kleber unter den Mauern von Heliopolis Revue passieren.

Er hat eine große Verantwortung auf sich. Er hat für die Forstverwaltung die gesamte Holzkohlenproduktion unter sich, aus der die Fabriken von Framont, Rothau, Cirey-les-Forges, und die Meiereien von Saint Quirin usw. gespeist werden. Sein Reich umfaßt die gesamten Waldungen, die sich vom Brod bei Müzig über den Großmann zum Donon und über das ganze Tal der Breusch und von Blancherupt ausdehnen.

Gerade hatte Papa Jordi in der Glut eines Regels die Pfeife wieder entzündet, als

er von weitem das Aufschlagen eines Pferdehufs hörte; denn unweit des Weilers zog sich die alte Römerstraße, genannt der deutsche Weg, vorbei. Bald wurde auch ein Reiter am Ende der Dichtung sichtbar. Es war ein junger Mann, dem die zugleich gut sitzende und ernste Tracht der Dominalgarden zu Pferd hübsch ins Gesicht ging. Anton Rudolfs ritt eines jener Boneypferde, die der gute König Stanislaus einst aus Polen nach Lothringen gebracht hatte. Diese Pferdchen haben im Gebirge einen so sichern Tritt wie die Ziegen.

„Guten Tag Pate!“ rief ihm der Forstmann zu, „es freut mich, euch zu sehen!“

„Ach, du bist's, schöner Nefte! Ein guter Wind bringt dich her, ich kann dich gerade brauchen, um das Mahl mit mir zu teilen. Die Sonne zeigt Mittag am Rabenfelsen.“

„Denkt ihr nicht daran? Heute ist's der 21. Juli im Jahre des Heils 1825! Das Fest des hl. Arbogast, Pate, euer Namenstag! Ich habe einen kleinen Umweg gemacht, um euch zu begrüßen!“

Indem er dies sagte, sprang der junge Mann ab, und umarmte den Alten herzlich. Dann überließ er sein Pferd einem der Köhler und nahm den Onkel an den Arm. So gingen beide in der Richtung einer aus Baumstämmen und Lehm gebauten Hütte, welche das ebenso einfache als pittoreske Obdach des Köhlers und seiner Arbeiter während der Saison darstellte. Miteinander plaudernd, hatten sie sich auf der roh gezimmerten Bank vor der bescheidenen Wohnung niedergelassen.

Da ließ sich von einer Bergklippe, etwa 100 Meter von ihnen entfernt, ein jämmerliches Geschrei hören, der Ruf einer Frau, die in der Angst um Hülfe schrie. Die beiden Männer erheben sich, die Arbeiter sind gleichfalls aufmerksam geworden, und das unweit an einem Baum angebundene Pferd bewegt die Ohren und schnuppert in die Luft. Anton ergreift den Stutzen, und ohne auf den Onkel und die Arbeiter zu warten, springt er in großen Sätzen davon, von Fels zu Fels bis zu der Stelle, von welcher der Schrei zu kommen schien. Da gewahrt er ein Mädchen auf der Flucht vor einem ungewöhnlich großen Wolf. Kaum hat das Tier den jungen Mann erblickt, da bleibt es stehen und fletscht mit den

furchtbaren Zähnen, bereit, jeden Augenblick auf ihn loszustürzen. Da nimmt der Förster den Feind aufs Korn, der Hahn des Stuzens knackt, aber der Schuß geht nicht los — Anton hat vergessen die Waffe zu laden! Im Nu hat er das unnütze Gewehr fallen lassen und zum Jagdmesser gegriffen, mit dem er gegen den Kopf des Wolfes einen so gewaltigen Streich führt, daß das Tier betäubt wird. Mit einem Stich zwischen das Schulterbein, der bis zum Herzen bringt, macht er ihm den Garaus: wie vom Blitz getroffen stürzt das Tier zu Boden. . .

Jetzt erst hat Anton Zeit, sich um diejenige zu kümmern, die er aus einer so furchtbaren Gefahr gerettet hat. Es ist ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, kaum 17 Jahre alt. Die Arme bleibt, an allen Gliedern zitternd, stehen; aber trotz des Schreckens, findet sie so liebe Worte, ihrem Retter den Dank auszudrücken, daß dieser ganz verlegen wird. Mitten in ihrer Verwirrung war Toinette dennoch reizend anzusehen, die Enkelin der alten Myriam vom Hof Haydé zwischen den zwei Donon; man nannte sie nur „die Ägypterin“. Toinette hatte in ihren milden Schleieraugen etwas Unbeschreibliches, was verwirrte; das schien wie eine Erinnerung an das opale Licht des Ganges, wo ihre Wiege stand.

Inzwischen war Papa Jordi mit seinen Arbeiter dazu gekommen. Sie konnten den Retter nur begrüßen und Toinette nur dazu beglückwünschen, daß sie so gut davon kam. . .

„Das ist aber ein Schrecken für dich, kleine Toinette! Du mußt ja ganz außer Atem sein und das kleine Herz ist sicher in Revolution! Stütze dich auf meinen Arm, wir wollen zur Baracke hinaufgehen. Aber sag', Kind, war es nicht etwas unklug, so ganz allein durch den Wald zu gehen, und nicht einmal den Hund mitzunehmen?“

„Was wollt ihr lieber Mann“, erwiderte Toinette, „es ist gerade die Zeit, wo wir am meisten für die Straßburger Drogisten zu arbeiten haben! Die Großmutter ist kränklich und unser Vetter, der alte Matern hütet das Großvieh, und doch ist jetzt die Zeit, um den Fingehut und die Tollkirsche zu sammeln.“

„Da hast du recht“, nickte Jordi, „unser-

eins hat keine andere Hülfe, als unsere graden Glieder!"

Ei, eil dachte Anton, der Onkel scheint ja ganz zu Hause zu sein. Und dieses entzückende Mädel, das unter der groben Kleidung einer verzauberten Fee gleicht, ist die Tochter der alten Myriam. . .

So sprechend, kletterten sie den Abhang hinauf, und kamen zur Baracke, worin sie um den Tisch herum Platz nahmen, auf Stühlen, die mit der Art gezimmert waren. Der besorgte Köhler hatte über den Sitz Toinettes ein dickes Fuchsfell gebreitet, um es seinem Schützling bequemer zu machen. Das Gesicht des Mädchens hatte wieder Farbe bekommen. Als sie den mächtigen Wolf sah, den die Arbeiter soeben herauf geschleppt hatten, wurde sie sogar rot im Gesicht. Es war das Gefühl des Dankes, das sie nur noch entzückender machte.

„Also, liebes Kind,“ begann da Jordi wieder, du bleibst bei uns und nimmst mit unserem Essen fürlieb! Und da es Samstag ist, und mein Nefse und ich doch nach Wackenbach gehen, werden wir dich dann auf die Meierei Haybé zur Großmutter bringen.“

Nach dem frugalen Mahl, bestehend aus einer Kartoffelsuppe und altgewohnten Kartoffelkloßen, machten sich die drei auf den Weg, und nach zwei Stunden tüchtigen Marsches kamen beide Toinette, Onkel und Nefse bei der einsamen Meierei zwischen den zwei Donon an, die von Myriam und Vetter Matern bewohnt war. Myriam lag im Bett; aber als sie hörte, daß ihr Kind heim kam, und welcher Gefahr dieses entgangen war, wollte sie um jeden Preis aufstehen. Und so kam sie, gestützt auf Toinettes Arm, um in rührenden Worten dem zu danken, den sie den Retter ihres Kindes nannte. Als es Zeit zum Abschiednehmen war, reichte Toinette dem Förster so spontan beide Hände hin, und blickte ihm so rührend und kindlich in die Augen, daß dieser ganz weg war! Ohne Zweifel war Anton ein prächtiger Soldat, der schönste Bursch im Thal; aber Toinette war von einer zugleich fremdartigern und mildern Anmut. Unter dem Florentiner-Braun ihrer Haut lief ein herrlich frisches Blut, und die groben Kleider, die sie trug, umhüllten eine Statue von Phidias. Die Augen hatten einen Glanz, der auch die

feurigsten Kohlen von Vater Jordi überstrahlte. Das machte Toinettes Reize unwiderstehlich; dazu kam ihre Herzengüte, die sich schon in ihrem Lächeln ausdrückte.

So konnte es kommen, daß die beiden jungen Leute, als sie von einander Abschied nahmen, unbewußt die erste Seite ihres Diebesromans schrieben, einer Liebe, die in ihren Herzen keimte, wie im Wald die Anemone im zarten Lichte der Morgen Sonne. Der alte Jordi wurde nachdenklich, als er das schöne Paar vor Augen hatte, und ein Lächeln stahl sich über seine Mundspitzen.

Auf dem Heimwege nach Wackenbach fragte Anton ein Weiteres über die Leute, bei denen sie zu Besuch gewesen. Der junge Mann hatte nämlich Wackenbach seit Jahren verlassen, und nur selten war er vorbeigekommen, um seine Mutter, eine Witwe, und einen Onkel zu umarmen, die zusammen wohnten; darum kannte er von den Dorfbewohnern nur noch wenige.

„Da du die Inspektion über Schirmeck bekommen hast,“ sagte der Onkel, „bist du ja deinem Heimatsort wieder nahe gekommen. Darum ist es gut, daß du weißt, wer meine Freunde droben sind, und wie sehr diese beiden Frauen, trotz des bösen Klatsches, der gegen sie umgeht, unserer Achtung und Verehrung würdig sind! Siehst du, mein Junge, ich kenne die guten Leute von lange her, und ich habe sie trotz alledem und gegen jedermann liebgewonnen. Die Kleine hast du ja selber etwas beurteilen können, aber auch die alte Base verehere ich. Die Dummen im Dorfe, die blöde Masse, bezichtigen diese Frau von 82 Jahre dessen, was man den Hexen nachsagt, und den Dirnen und Befessenen! Und fragt man, was sie ihr denn vorzuwerfen haben, die sie die Ägypterin nennen, da können sie nichts vorbringen, als daß sie dem einen in einer Krankheit geholfen, dem andern eine Wunde ganz geheilt und einem dritten ein Haustier gerettet habe. Frage dich nur selber, ob man mit dem bösen Geist im Bunde stehen muß, um den Menschen und den Tieren Gutes zu tun ohne selbst eine Gegenleistung zu fordern! Aber die Leute sind einmal so, und was mich am meisten ärgert, das ist, zu sehen, wie deine Mutter auch zu ihnen hält! Warum sie ihr die „Ägypterin“ sagen, wissen sie selber nicht, sie ist so wenig aus

Ägypten
und
zahlr
rebu
ließ
kriege
und i
sie no
kunft
du wi
ob ni
Weib
zehn
ben,
deiner
Lichte
Myri
bekam
fuhr:
Breit
lez-
komm
her, e
Kohle
Hause
die g
schläg
unter
lange
fern,
nicht
alten
gerade
in die
Woche
Moos
meine
dieser
wissen
das G
zu hei
Sonn
dieses
zu G
Jung
habe
bin d
bar.
dieser
zu H

Ägypten oder aus dem Zigeunerland als du und ich! Was ich weiß, ist, daß diese früher zahlreiche Familie, die heute auf drei Köpfe reduziert ist, seinerzeit aus Indien kam. Sie ließ sich hier nieder in der Zeit des Schwedenkrieges, wie mir die alte Myriam erzählte, und ich glaube, in einer alten Kassette bewahrt sie noch die Papiere auf, die ihre adelige Abkunft beweisen, von den Rajahs aus Delhi — du wirst das aus der Schule kennen! Kurz, ob mir Indier, ob Rajahs, — ich kenne die Weibslente und Better Matern seit mehr als zehn Jahren; dein Vater war damals gestorben, und ich kam nach Wackenbach, um mit deiner Mutter zusammen zu wohnen. Auf Lichtmess' wirds 5 Jahre, da hat mir die alte Myriam das Leben gerettet." Der alte Köhler bekam Nahrung in die Stimme, als er weiterfuhr: „Ich war allein bei meinen Meilern auf Breitenstein; meine Leute waren nach Raonlez-leau gegangen, um Vorrat zu holen. Da kommt vom Donon ein furchtbares Wetter her, eine Windhose bricht gerade über meinem Kohlenplatz aus, wirft meine Meiler über den Haufen und reißt, als wären es Strohhalmen, die größten Bäume aus! Ein riesiger Ast schlägt mir gegen die Brust und begräbt mich unter seiner Last. Ich lag in Ohnmacht. Wie lange weiß ich nicht. Ich wäre, jeder Hülfe fern, elendiglich zu Grunde gegangen, wenn nicht die göttliche Vorsehung die Schritte der alten Myriam zu mir gelenkt hätte. Sie war gerade mit dem Sammeln von Heilkräutern in dieser weiten Einsamkeit begriffen. Drei Wochen lang lag ich nun auf dem Lager aus Moos in der ärmlichen Hütte, die mir und meinen Lieben zur Wohnung diente, und in dieser Zeit ließ mir die Alte die beste und gewissenhafteste Hülfe angedeihen. Sie besitzt das Geheimnis, durch die einfachsten Mittel zu heilen; es ist das Erbe der „Kinder der Sonne“, wie sie ihre Rasse nennt. Und dieses Geheimnis vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Du glaubst gar nicht, mein Junge, was ich da an Waldbetonie geschluckt habe! Aber ich wurde wieder hergestellt und bin dafür meiner Ketterin grenzenlos dankbar. Nun hast du, lieber Nefse, einen Teil dieser Schuld abbezahlt, indem du der Kleinen zu Hülfe kamst?

So plaudernd, kamen die beiden, ohne daß sie sich versahen, vor die Türe ihres Hauses...

II.

Papa Jordi hätte ohne Zweifel den glücklichsten Lebensabend haben können, zwischen seiner Schwester Fanchon Rudolfsy und seinen Meilern, wäre nicht eine große Sorge hinzugekommen, welche den Charakter der Schwester im ungünstigen Sinne verändert hätte. Ein Liebesidyll war daran schuld, ein ländliches Idyll in der Art, wie Theokrit und Vergil es pflegte; aber in diesem Falle entfesselte es den Hochmut, verletzte es den Stolz und drohte die Liebe zwischen Mutter und Sohn in bitteren Kummer zu verwandeln. Hatte sich doch ihr Anton, ein Reiter zu Pferd von der königlichen Domonialverwaltung, in den Kopf gesetzt, nicht etwa ein Mädchen aus gut bürgerlichen Kreisen in Schirmeck oder Rothau zu lieben, eine reiche Erbin, die ihm im Range gleich gestanden wäre, nein, eine Aegypterin, eine Heidin und Kegerin! Er lief der Toinette nach, Myriams Tochter, dieser alten Teufelsdirne, dieser Kartenschlägerin, die auf der Haydé, auf der Meierei lebte. „Und das Elend ist dabei“, so sagte sie zu ihren Nachbarinnen, „daß der Anton von ihr wie besessen ist, und der alte Marr von Jordi fördert noch seine Passion, denn er ist auch ins Netz gegangen.“

Aber sie hätte klagen können wie Jeremias vor Israel —, es blieb alles nur Wind. Anton durfte unter den wohlwollenden Augen des alten Köhlers seine Sehnsucht pflegen, Mutter Fanchon zum Trost. Diese wagte ihrem Sohne nichts zu sagen, den sie übrigens nur selten sah; um so mehr hielt sie sich schadlos an ihrem Bruder. Aber das kümmerte Meister Jordi wenig; er hatte ein dickes Fell, und wenn der Schwester die Galle zu den Nägeln herausfickern wollte, da schnürte er seinen Sack und ging hinaus zu seinen Meilern; nicht mit dem König hätte er da getauscht.

Der Meierhof, den Myriam mit Toinette und dem alten Better Mathern bewohnte, die Haydé, war ein Familiengut, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt hatte. Es war

eine bescheidene, aber ziemlich geräumige Wohnung, untergebracht in einem alten Lehensgebäude der Abtei von Senones. Ihre kleinen Einkünfte bezogen sie aus einer Käseerei, und weil sie die Heilkräuter kannten, konnten sie sich obendrein etwas Geld verschaffen, indem sie solche sammelten und an die Droguerien von Straßburg und Colmar schickten.

Heute war nur noch die ehrwürdige Alte da, ehemals das geschätzte Oberhaupt einer Familie und eines zahlreichen Stammes, mit ihrer Enkelin und dem greisen Matern. Aber diese Rasse kannte den Zerfall nicht. Die Mitglieder der Familie behaupteten, von den christlichen Rajahs in Delhy abzustammen, deren Familie aus Indien vertrieben wurde und zum Teil in Europa ein Obdach suchte. Einige dieser Verbannten ließen sich im Wasgau nieder zur Zeit des Herzogs Leopold von Lothringen, am Ende des 30jährigen Kriegs. Trotz ihrer Tüchtigkeit hatten die beiden Frauen nicht wenig Feinoe in Grand-Fontaine, Framont und Wackenbach. Fanchon gehörte noch nicht einmal zu den schlimmsten. „Ein Hund der bellt, beißt nicht,“ sagte der alte Köhler nach dem internationalen Spruch, und er hatte ganz recht. Denn tatsächlich hüllte sich gerade der in Schweigen, der „den Aegyptertinnen“ am übelsten wollte.

Er hieß Schilder, aber man kannte ihn in der ganzen Gegend nur unter dem Spitznamen „Fledermaus“, der entweder der besonderen Form seiner Ohren zugeschrieben werden mußte, oder gewissen beunruhigenden nächtlichen Gewohnheiten. Es war ein außerordentlicher wüster Kerl, klein, verwachsen und mit ausgesprochenen Schielaugen; Jordi, der ihn nicht leiden mochte, sagte von ihm, moralisch sei er noch unansehnlicher als von Gestalt, was viel heißen wollte. Fledermaus haßte seinerseits alles, was schön, jung und gut gewachsen war; er haßte unwillkürlich und so heftig, daß er krank davon wurde.

Der Krüppel übte offiziell das Handwerk eines Webers aus, aber im Grunde genommen war er ein gefährlicher Wilddieb und Mitglied einer Bande von Dieben und Einbrechern, welche das ganze Land um Saarburg, Cirey und Blamont terrorisierten. Sie hatten schon

zahlreiche Verbrechen auf dem Kerbholz, ohne daß es gelungen war, sie zu strafen, dank der unzugänglichen Verstecke, welche die Räuber zu jener Zeit in den dichten Waldungen der Vogesen fanden, die größtenteils noch nicht erforscht und ausgebeutet waren.

Fledermaus wohnte bei seiner Mutter, einer Witwe, die unterhalb von Framont an der Straße von Wackenbach eine Wirtschaft hatte.

Der von der Natur so karglich ausgestattete junge Mann liebte Toinette ebenfalls, aber mit der Liebe von wilden Tieren. Eines Abends, als das Mädchen auf dem Fußweg des kleinen Donon ging, redete sie Fledermaus, der ihr aufgepaßt hatte, an, und machte ihr ohne weiteres eine feurige Liebeserklärung. Toinette antwortete, indem sie dem dummen Jungen ins Gesicht lachte, wodurch dieser ganz verblüfft und gedemütigt ward.

Infolge dieser Beschimpfung bemächtigte sich der Seele des Webers eine schreckliche Wut, und er brannte wie besessen, darauf, sich zu rächen. Als er aber erst die Gewißheit hatte, daß Antoine, sein ehemaliger Schulkamerad, der glücklichere Rivale war, kannte seine Kaserei keine Grenzen mehr. Er sah rot, seine Augen schwammen im Blut. Aber wenn auch Fledermaus die Instinkte des Tigers hatte, es fehlte ihm an Kraft wie an Mut. Er war feige und fürchtete die Hiebe. Vor Anton besonders hatte er einen gründlichen Respekt, denn dieser war ihm schon ein paar Mal nahe auf den Fersen gewesen, als der Wilddieb in der Hochjagd frevelte. Nur durch ein Wunder war er der Verfolgung entgangen, von der er aber ein schmerzliches Andenken behielt, nämlich ein paar Schrottschüsse, die ihm unter den Rücken gefahren waren, den einzigen Körperteil, den Fledermaus nicht hatte verbergen können. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht: der Weber wurde eines abends durch Anton und seine Wächter dabei ertappt, als er einem Hirsche auslauerte, und war dem Gericht zu Straßburg zitiert, das ihm einige Monate hinter schwedischen Gardinen aufbrumnte...

Inzwischen war der Winter wieder eingelehrt, mit seinem Gefolge von Frost, Sturm und Schnee. Da galt es sich zur Heimkehr

zu rüste
bergs,
Papa J
eine S
Köhler
würdig
dem im
halb v
Erpedit
Beobach
teten I
Barack
bruch.
den W
Korb a
einer F
Schulte
beitern.

Kurz
kamen,
Lichtun
lose hä
und in

„Me

„Zu

gleicher

Alle

aufrech

einen V

schlaff,

kein Be

Zu

gelniert

dem An

„So

„er gib

Jordi

Dann

und ent

durch v

noch sch

alte So

Schreck

gesehen

Schuß

hatte

den Ri

Haaric

heraus

die D

zu rüsten, droben auf dem Abhang des Follenbergs, wo sich zu der Zeit der Meiler von Papa Jordi befand. Toinette hatte am Morgen eine Kommission ihrer Großmutter an den Köhler zu besorgen; jetzt half sie in lebenswürdigster Weise die kleinen Gegenstände aus dem improvisierten Haushalt einpacken und bald verschwand Caspard, der Packesel der Expedition, beinahe unter dem geschickt mit Beobachtung des Gleichgewichts aufgeschichteten Material. Jordi schloß die Türe der Baracke ab und gab das Zeichen zum Aufbruch. Die kleine Karawane machte sich auf den Weg; zuerst kamen Toinette mit dem Korb am Arm und der Köhlermeister mit einer Fahrt fastiger Tannenzapfen auf der Schulter, dann folgte Caspard mit den Arbeitern.

Kurz bevor sie zur Weide der Meierei Haydé kamen, gewahrten die Arbeiter in mitten der Lichtung Antons Pferd, das gesattelt, mit lose hängendem Zügel auf dem Plage stand und in den Wind schnupperte.

„Meister“, riefen sie, „da ist Antons Pferd!“

„Zu Hülfe! kommt schnell!“ schrie zu gleicher Zeit Toinette, „der Anton ist gefallen!“

Alle liefen dahin. Sie sahen Anton halb aufrecht, halb liegend, mit dem Rücken an einen Baumstrunk gelehnt; die Arme hingen schlaff, das Gesicht war totenbleich und gab kein Lebenszeichen mehr.

Zu Tod erschrocken, war Toinette niedergekniet und versuchte mit zitternden Fingern dem Anton den Kragen zu öffnen.

„So kommet doch!“ schrie sie schluchzend, „er gibt ja kein Lebenszeichen mehr!“

Jordi hatte seine Fahrt zu Boden geworfen. Dann knüpfte er dem Neffen das Kleid auf und entdeckte jetzt auf der Brust das durch und durch von Blut getränkte Hemd. Anton atmete noch schwach, er lebte also! Schnell war der alte Soldat wieder gefaßt, um Toinette keinen Schrecken einzujagen. Er hatte die Wunde gesehen, sie war schwer, aber nicht tödlich. Der Schuß war von oben gekommen, die Kugel hatte das Schulterblatt durchbrochen, war den Rippen entlang gefahren und, gleich einer Paarschnur, etwas über der Weiche wieder herausgekommen. Aber der Blutverlust, der die Ohnmacht herbeiführte, war so reichlich,

daß er den Tod herbeigeführt hätte, wäre man Anton nicht vorzeitig zu Hülfe gekommen.

Von Toinette unterstützt, die ihre Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte, machte der Köhler aus zwei Hemdärmeln einen Verband, und auf die Wunde legte er brandstillende Kräuter, welche die Waldarbeiter, die ja stets den Unfällen ausgesetzt sind, in der Regel in ihrem Weidsack mit sich tragen. Dann legte man den Verwundeten mit aller Vorsicht auf eine mit Moos gepolsterte Bahre aus Baumästen. Und als Anton noch immer nicht das Bewußtsein erlangte, nahm Toinette Jordis Arm und fragte mit zitternder Stimme:

„Nicht wahr, er kommt wieder zu sich? Nicht wahr? O sagt es mir doch!“

„Aber natürlich, Kind! Die Kälte und der Blutverlust haben die Ohnmacht herbeigeführt. Um so besser! Denn so spürt er den Schmerz nicht, der ihm ja sonst, während des Transports, wenn die Bahre hin und her gleitet, nicht erspart bliebe!“

Derweil hatte der Köhler ein glatt in die Schneedecke praktiziertes Loch fixiert; er ging darauf zu, bückte sich und griff nach einem Gegenstand, den er in der Tasche verschwinden ließ. Dann umging er die Stelle in weitem Kreis, wobei er sorgfältig den Boden sich besah. Als er wieder zurück kam, zeigte er auf eine 20 m weit stehende mächtige Buche und sagte:

„Von dort her hat der Menehlmörder auf den Anton geschossen, der ihn nicht sehen konnte. Er gab sich Mühe, die Spur im Schnee zu verwischen, aber er hat trotzdem was vergessen, das ich an mich genommen habe, und das ihn verderben wird. Jetzt mutig voran, wie Gott will! Wir werden den Verunglückten ins nächste Haus zu bringen suchen, zu deiner Großmutter, Toinette! Und die wird schon den Neffen auch davon bringen, daran zweifle ich nicht, wie sie schon den Onkel gerettet hat!“

Dann machte man sich auf den Weg. Jordi und ein Arbeiter trugen an der Bahre, Toinette hielt den Kopf Antons. Der andere Arbeiter zog das Pferd nach sich und den Esel.

So kamen sie endlich auf die Meierei von Haydé. Toinette bestand darauf, daß man ihr Bett für den Anton zurichtete, weil es das beste

im Hause war, und sofort begannen die beiden Frauen ihr Werk als Aerzte und Krankenwärter.

„Einen Arzt braucht es nicht!“ hatte Jordi gesagt, „die Alte wird mit dem Anton schon fertig werden. Die Metzger da drunten könnten ihn nur für den Rest des Lebens unglücklich machen!“ Bei sich dachte er: Und die schönen Augen der Kleinen tun ein Uebriges!

„Und jetzt muß ich's meiner Schwester sagen!“ schloß er.

Anton schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod. Schon war der Winter vorüber. Endlich siegte die Jugend und die Lebenslust, und dank der Heilkünste der alten Myriam, und nicht zuletzt unter dem milden Blick von Toinette, wurde er nach und nach wieder gesund. Aber diese Kur hatte noch ein Wunder geweckt: das stolze Herz von Mutter Rudolfs war jetzt gebrochen. Diese hatte sich, da der Kranke nicht transportfähig gewesen war, ebenfalls auf der Meierei niedergelassen, und bald war sie im ständigen Verkehr mit diesen guten Leuten zu Dank geführt worden für die Wohltaten die sie ihrem Sohne erwiesen, und so sehr sie dieselben vordem gehaßt hatte, so sehr war sie ihnen jetzt zugetan.

Vielleicht kam noch was anderes dazu, des Menschen Herz ist ja unerforschlich. Fanchon betrachtete unbewußt mit Wohlgefallen eine ebenso kostbare als altertümliche Truhe, deren Deckel die alte Myriam gehoben hatte. War der Anton nicht der Toinette versprochen? Und in der Truhe lag, was die Myriam den „Schatz der Rajahs“ nannte. Juwelen, Diamanten, Gold und kostbare Stoffe, von Generationen zu Generationen pietätsvoll vererbt und aufbewahrt.

„Heute bleiben von diesem einst so zahlreichen Stamm nur noch zwei Frauen übrig“, sagte Myriam einmal, „eine achtzigjährige, welche bald wieder in den Schoß der Erde zurückkehren wird, ein kränkelder Greis und ein junges Mädchen, das letzte der Rasse. Warum sollten wir schließlich diese Reichtümer zum ewigen Schlaf verurteilen! Sie können uns wohl nicht das Glück geben, weil dieses in uns wohnt, aber doch den Kindern im Leben helfen!“

In ihrem Innern wunderte sich Fanchon sehr über die beiden Frauen, die von so großen Schätzen so wenig Aufhebens machten, während sie ihr als das Höchste galten. Denn sie wußte nichts von Indien, von den Rajahs und von allem drum und dran, aber sie kannte den Wert der Perlen, des Goldes und der Diamanten. Davon wurde sie wie bezaubert, sie konnte mit dem Bewundern nicht fertig werden. Anton seinerseits blieb vor den Schätzen der Truhe ebenso kalt als Myriam und seine Braut; das einzige Juwel, dessen Glanz er zu schätzen wußte, blinkte aus Toinettes Augen.

Papa Jordi, der den berühmten Schatz längst kannte, sah nicht gern, daß man so viel davon sprach. Er fürchtete die Klatschereien seiner Schwester. Dabei war dieses Vermögen, das im Keller eines ärmlichen Hauses lag, doch nur dem Schutze eines alten Mannes und zweier Frauen anvertraut. Es überkam ihn die Angst bei dem Gedanken, welche Gefahr diesen lieben Wesen droht, wenn das Geheimnis herauskam. Das ging ihm so nahe, daß er eines Tages der Alten davon redete.

„Beruhigt euch, Jordi“, erwiderte diese. „Ich kenne Gifte, die stärker sind als eure Feuerwaffen. Seit Zoroasters Zeiten wird dieses Geheimnis vom Vater auf den Sohn überliefert. Wenn ich Pflanzensäfte brenne, um die Wunden zu heilen, so kenne ich andere, die den vom Leben heilen würden, der sich am einzigen Schatz vergreifen wollte, den ich besitze, und das ist meine Enkelin!“

Dann nahm sie Jordi beim Arm und führte ihn in die Küchenkammer vor ein Geheimfach, wo sie ihm verschiedene Fläschchen zeigte:

Damit läßt sich eine ganze Bande von Banditen, Strolchdieben und Einbrechern ersticken oder wie der Blitz töten, je nach Wunsch!“

„Möglich!“ sagte der alte Köhler, „aber das beruhigt mich nicht.“

Inzwischen hatte die Genesung Antons von Tag zu Tag mehr Fortschritte gemacht, und zum großen Leidwesen der jungen Leute wurde die Frage der Heimkehr nach Wackenbach schon eifrig erörtert; da stürzte eines Tages Jordi in die Meierei herein, ganz erhitzt und ohne nur ein Wort zum Gruß. In einem Atemzug

erklärte er vor den verblüfften Frauen, Anton und Matern, was folgt:

„Jetzt hab' ich ihn, den Mordbrenner, den elenden Kerl! Das heißt, ich habe ihn eigentlich noch nicht am Kragen, weil er sich versteckt hält, aber ich kenne jetzt den Mörder! Es hat mir Mühe genug gekostet. Wißt ihr, was ich damals vom Boden aufgehoben habe, als Anton von der Kugel des Banditen getroffen wurde — ihr erinnert euch — das war das Papier, mit dem der Gewehrlauf gestopft war, ein Holzberechtigungschein! Das Papier war sehr zerrissen, ich konnte weder Namen noch Datum entziffern, aber die Nummer! Nun habe ich in den Registern von Rothau, Schirmeck, Wackenbach und Grand-Fontaine nachgesehen, und endlich fand ich heraus, auf welchen Namen der Schein ausgestellt war! Auf diesen Haderlump von Fledermaus! Der hat den Streich angestellt! Und die Gendarmen sind ihm auch schon auf den Fersen!“

„Ich hab's mir gleich gedacht!“ sagte die alte Myriam, „es war mir wie eine Ahnung.“

III.

„Ach, sieht man dich auch wieder einmal, alter Lumpenhund! Wie kommt es, daß man monatelang nichts mehr von dir zu hören bekam, wie? Bringst du nun endlich gute Nachricht? Man roftet ein hier, man verlernt bald alle Handgriffe!“

Der Angeredete war kein anderer als Fledermaus, und der ihn ansprach, hieß „der Kapitän“. Kapitän von Räubern, Mördern und Dieben! Dem entsprach sein überrotes, von Ausschlägen bedecktes, die Folgen der Ausschweifung bekundendes Gesicht. Unter der kupferroten Nase stand ein mächtiger Stachelbart in die Höhe von ungewisser Farbe. Er hatte das Naturell eines Hayfisches.

Von seiner ehemals zahlreichen Truppe hatten ihm Schaffot und Galeere die meisten Köpfe geraubt; heute bestand sie nur noch aus zwei Aktiven zweiter Güte, aber ihrer drei zusammen genügten sie schon, in der ganzen Gegend Schrecken einzujagen. Der eine der beiden Banditen, ein großer hagerer Kerl, wurde „das Wiesel“ geheißt, der andere, dick, klein und zusammengeschrumpft, hieß „Kleien-

flöz“. Da ihnen die Gendarmen stets auf den Fersen waren, und mit ihnen die Förster und Grenzwächter, und weil sie wußten, daß ein Preis auf ihren Kopf gesetzt war, hielten sie ihre Zusammenkunft mitten im Walde unter dem Hauptkopf ab, in einem zerfallenen Stall, der vor langen, langen Jahren zu einem Bergwerk gehört hatte.

„Kapitän, ich habe leider viel Pech gehabt!“, klagte Fledermaus. „Ich habe in Sachen des Sohnes der Fanchon mein Mögliches getan, ihr wißt es ist der Rudolphy Anton. Aber der Teufel steht dahinter! Heute kann ich wieder von vorne anfangen. Und zu allem Unglück hat der alte Jordi, der Staatsföhler, die ganze Gendarmerie auf mich gehezt! Ich weiß nicht mehr wohin! Wie konnte er nur wissen, daß ich es war? Als ich auf den Anton schoß, hat dieser mir den Rücken gedreht; er fiel, ohne einen Laut von sich zu geben, und ich habe nichts zurückgelassen, keine Spur!“

„Doch, Stück Vieh, du hast deinen Namen zurückgelassen! Siehst du, ich weiß mehr davon als du selber! Wiesel, der es mit zehn, wie du, aufnehmen könnte, war gestern in Grand-Fontaine und hat herumgehört. Er hat mir berichtet, was überall erzählt wird: du hast deine Büchse mit einer Quittung deiner Mutter gestopft, du Dummkopf! Jordi hat das einfach aufgehoben, und das Weitere war keine Kunst mehr!“

„Möglich, Meister, daß ich ein Stück Vieh bin, aber darum handelt es sich jetzt nicht! Es gilt einen Handstreich zu vollführen, und ihr ratet nicht wo!“

„So sprich, sonst hol' dich die Pest, dummer Troddel!“

„Bei der alten Myriam, auf der Meierei Haydé, zwischen den zwei Donon. Die Zigeunerin bewahrt einen famosen Schatz auf, glaubt nur, ich hab' ihn gesehen, einen wahren Reichtum!“

Das Auge des Kapitäns geriet in Brand vor Verlangen: „Hast du auch gut geschaut, Weber? Tod und Teufel, erzähle, ich höre zu!“

Und Fledermaus erzählte, was folgt:

„Ich trieb mich, als die Nacht angebrochen war, bei der Meierei herum, in der Hoffnung, zu erfahren, was da zuging oder was man bei der alten Heze sagte. Da fiel durch die

Rige eines schlecht schließenden Ladens ein Lichtschimmer. Auf einer Holzswelle stehend, konnte ich in das Zimmer der Myriam hineinsehen; es war erleuchtet. Der Anton saß im Lehnstuhl der Alten, neben ihm seine Mutter und beide bewunderten die Toinette, welche ganz in Seide und Brokat gekleidet war; die Großmutter legte ihm ein Halsband um, welches von Steinen blühte, wie die Sterne. Dann setzte sie ihr eine Krone auf, welche wie blaue und grüne Sonnen strahlte. Auf dem Tisch stand auch eine Kaffette, so groß, wie der Reliquienschrein von Mauerzmünster, der Deckel war geöffnet und ich sah Gold und Edelsteine. Die Toinette lächelte ihrem Versprochenen zu, den ich gerne dem Teufel verspräche und die Fanchon hatte Maul und Nase aufgesperrt. Kein Wunder! Ich gestehe, daß ich selber auch ganz weg war! Dabei muß ich etwas Lärm gemacht haben, denn plötzlich ging das Licht aus, ich hörte, wie jemand schnell zur Türe ging, dann habe ich Reißaus genommen. Noch ging gleichzeitig ein Schuß los und die Kugel piff mir an den Ohren vorbei. Der Förster versteht sich aufs Handwerk, das muß man schon sagen! Aber übermorgen ist er mit seinem Onkel auf der Höhe des Marion, um die Wellen im Windbruch zu zählen. Da kann er nicht auf die Haydé zu Besuch sein. Der alte Matern geht nach Schirmeck, die beiden Weiber werden also allein sein. Mit denen wird man kurzen Prozeß machen und mit dem Schatz erst recht, meinst du nicht, Kapitän?"

"Gut geschwätzt, krummer Schlingel! Übermorgen treffen wir uns da oben und weder der alte Jordi noch der Förster werden in Zukunft vor dem Kleinod Wache zu halten brauchen. Das werde ich schon besorgen mit meinen beiden Rauchfaßträgern, was?"

Kleinkloß und Wiesel ließen hierzu als Antwort einige Gurgellaute vernehmen, was begeisterte Zustimmung bedeuten sollte.

Die ganze Nacht über ratschlagte das unheimliche Kleeblatt beim Flackerscheine einer rauchenden Unschlittkerze über den Streich. Aus einer Schnapsflasche schöpften sie zwischendurch Klarheit für ihre Gedanken zum Entwerfen des Planes für die bevorstehende Expedition. Die Diskussion war noch nicht zu Ende, als

die vier Schnapphähne schon dem Alkohol erlagen und unter den einhüftigen Tisch rollten, der ihren Geschäften diente. Sie schnarchten wie Schmiedebälge bis zum grauenenden Tag, während die sterbende Kerze ihre letzte schwarze Spirale von sich gab.

IV.

Im Hause von Antons Mutter ging es an jenem Tage hoch her. Es war der Vorabend des Patronsfestes, Toinette hatte schon in der Frühe ihre Großmutter verlassen und war nach Wadenbach hinabgestiegen, um der zukünftigen Schwiegermutter an die Hand zu gehen. Da wird alles gescheuert, gepuht und zurecht gerückt, da wird drauf los gebacken, Kuchen, Torten und Zuckermanteln. Den Frauen rutscht die Haube aufs Ohr und die Männer, Väter, Söhne und Brüder verschwinden sachte aus dem Kreis der weiblichen Wirksamkeit.

Toinette war also in Wadenbach, der alte Matern in Schirmeck, und so blieb Myriam allein. Sie saß auf den Steinen der Haustreppe und sah lange in die Richtung, in welcher sie, auf dem Fußpfad nach Wadenbach, am Waldesaum soeben die liebevolle Gestalt ihres Kindes verschwinden sah. In ihrem Blicke wurde alles lebendig, was noch an Kraft und Liebe in der Alten war, deren Körper eine Last von 80 Jahren niederdrückte. Sie jann nach und fühlte sich befangen durch eine unerklärliche Angst, wie durch eine Vision.

Die Greisin war jetzt in die Küche gegangen und setzte sich ans Fenster. Um die bange Ahnung los zu werden, hatte sie unwillkürlich das Spinnrad zur Hand genommen und schon spannen ihre Finger ganz unbewußt die Wolle, als plötzlich mit heftigem Gepolter die Türe aufgeschlagen wurde und vier rußgeschwärzte Männer in den Raum eindrangten. Der eine gebot ihr ohne weiteres mit brutalen Worten:

"Jetzt aber los, Alte, mach' kein Federlesens, wir wissen alles, wo hast du deinen Schatz! Sprich und eile dich!"

Myriam hatte sich erhoben. Sie war blaß aber keine Muskel ihres Gesichtes regte sich. Sie sah die Banditen nur ruhig an und schwieg.

„Wirst du bald reden, du Teufelsdrinne!“ fluchte der Kapitän, denn er war's, der sich drohend vor der Unglücklichen aufpflanzte. Mit aufgeschwollenem Hals und einem Gesicht, das selbst unter der Maske von Ruß und Anschlitt hochrot wurde, fügte er hinzu:

„Wo versteckst du den Schatz? Such' keine Ausflüchte, ich weiß, er ist da! Nicht wahr, Weber?“

In seiner Wut vergaß er, daß Fledermaus doch nicht erkannt sein dürfte; dieser erblaßte und erzitterte unter dem Blicke, den die Alte gegen ihn schleuderte.

„Mörder, Judas!“ brachte sie hervor und hüllte sich wieder in Schweigen.

„Ich werde dich aber zum Schwätzen bringen, wie eine Elster, alte Bettel! Ich habe ein Mittel, das zieht!“

Und auf ein Zeichen des Kapitäns stürzten sich Wiesel und Kleienkloß auf die arme Myriam, banden ihre Hände und Füße und reißen sie mit, um sie neben den Herd zu legen, auf dem ein Feuer von Tannenreisig brannte. Der Kapitän gibt einen weiteren Befehl und Wiesel scharrt glühende Kohlen zusammen, häuft sie unter den entblößten Füßen Myriams auf, während ihr Kleienkloß die Beine festhält und mit dem ganzen Gewicht auf sie drückt.

Das Opfer muß furchtbare Schmerzen leiden. Schon verbreitet sich der fade, unausstehliche Geruch der gerösteten Haut.

„Willst du jetzt reden!“ raste der Kapitän.

Keine Antwort, jetzt bringt Kleienkloß die Kohlen noch näher. Die Märtyrin leidet die furchtbarsten Schmerzen, das Fleisch verbreitet einen Geruch wie zerrinnendes Fett, aber sie gibt keinen Laut von sich. Nur zittern fortwährend die Gesichtsmuskeln und aus den Mundspitzen sickert blutiger Schaum hervor.

„Wirst du endlich reden!“ rast der Kapitän weiter.

„Ich werde sprechen. Helft mir aufstehen, und ich führe euch zu den Schätzen, die ihr haben wollt!“

Mit fieberhaftem Eifer löste der Kapitän die Bande, mit denen die Märtyrin gefesselt war, ja, mit Lumpen, die er in einer Schublade gefunden hatte, verband Wiesel sogar, so gut es ging, die furchtbar verbrannten Füße.

„Bringt mich in die Stubenkammer!“ stöhnte die Unglückliche. „Gut so! Öffnet jetzt dort die Türe, die in den Keller geht! . . . Nehmt dieses Licht und zündet es an. . . Dann geht ihr 14 Stufen hinab. . . An der Mauer im Hintergrund steht eine große Truhe. Schließt sie auf mit diesem Schlüssel da, der Schatz der Rajahs ist drin!“

Die vier Banditen stürzten mit dem Kapitän an der Spitze, schleunigst die Treppe hinunter, der eine wollte dem andern zuvorkommen. Und bald erfuhr Myriam durch ihr Triumphgeheul, daß die Kasette entdeckt war. Wenn freilich die Räuber in diesem Augenblick die Gesichtszüge ihres Opfers hätten sehen können, wäre ihnen der Schreck durch Mark und Bein gegangen.

In ihrem Willen, die Enkelin zu retten, schöpfte Myriam überirdische Kraft; wie verklärt vergaß sie die schrecklichen Schmerzen und öffnete ein Geheimfach des Schrankes, gegen den sie lehnte. Dem entnahm sie rasch zwei Gläschen mit einer grünlichen Flüssigkeit und ging eiligst zu der Kellertüre. Dann beugte sie sich über die Treppe und warf die beiden Gläschen hinab, um alsobald die Türe wieder zu schließen, wobei sie den Riegel vorschoß. Nun ging sie festen Schrittes zum Zimmer hinaus, bis zur Türschwelle. Einen Augenblick stand sie unbeweglich da, das Auge gen Himmel gerichtet, und mit ausgebreiteten Armen. Sie lispelte ein Gebet, das auf den Lippen erstarb, ein Gebet für das Liebste, das sie hatte auf dieser Welt. . . Dann fiel sie zusammen und lag nun tot auf der Treppe. . .

Plötzlich verdunkelte sich der Himmel. Ein unheimliches Rollen wird in der Ferne hörbar und schon fallen Tropfen auf die Treppensteine. Dann bricht das Wetter los, ein Wetter, wie es in unsern Bergen nicht selten ist, plötzlich heftig, unverhofft. Die Bäume biegen sich seufzend, der Wind rast, der Horizont steht in Flammen. . . Zugleich hört man aus dem Keller ein schreckliches Stimmengewirr, Flüche, Verwünschungen, Geschrei von wilden Tieren, das sich mit dem Rollen des Donners vermengt. Allmählich verstummt das Geheul, es ist nur noch ein Röcheln, der Wind winselt nur noch, das Wetter schweigt, alles ist wieder ruhig und die Eingemauerten

im Keller sind stumm bis zur Ewigkeit. Eine vollkommene Ruhe lagert nun über der schlafenden Erde und die Sterne funkeln durch das Geäst der Tannen.

V.

„Nun, wenn du nicht bei meiner Schwester über Nacht bleiben willst,“ sagte der alte Jordi, „da will ich die Laterne holen und dich auf die Haydé zurückbringen. Du hast doch nichts dagegen, wenn Onkel und Nefse dich begleiten, was? Aber morgen, das versteht sich ganz von selber, da gehen wir wieder hinauf, der Anton und ich und holen deine Großmutter zum Hochamt, damit sie euer Aufgebot hören kann! Und abends, da wirst du schon sehen, da mach ich mit ihr das erste Tänzchen, wie zur Zeit des guten Königs Anton von Lothringen!“

„Gut, angenommen!“ lachte Toinette auf, „man kann euch ja nichts abschlagen.“ Dann wandte sie sich zu der zukünftigen Schwiegermutter und umarmte sie: „Auf Wiedersehen, Mutter Fanchon, und nun vorwärts!“

Gerade wollte man aufbrechen, als, an allen Gliedern zitternd und außer Atem, Jakob, Jordis erster Arbeiter und der alte Matern in die Stube stürzten, wo die ganze Familie versammelt war. Matern war stumm und Jakob konnte kaum reden, er brachte das folgende nur stückweise heraus:

„Die Mordbrenner haben die Besitzerin der Haydé ermordet. . . Ich habe ihre Leiche gefunden vor dem Haus. . . Die Banditen haben ihr die Füße verbrannt. . . Fledermaus hat sie geführt. . .“

„Aber woher weißt du das? Was habt ihr gesehen, Matern?“

Und das Fragen und Jammern wollte kein Ende nehmen.

„Gebt mir zuerst was zu trinken, Meister, ich werde ohnmächtig!“ sagte Jakob. Nachdem er die Lippen am Glase genehzt, das ihm Anton darreichte, und während Matern, unfähig seine Gedanken zu sammeln, verwirrt auf einem Stuhle saß, fuhr Jakob also fort:

„Als ich von euch abzweigete, habe ich den Fußpfad zu den zwei Donon genommen. Das Unwetter war vorbei, als die Nacht kam, aber

ich war bis auf die Haut durchnäßt. Da geht du zu der Myriam, sagte ich mir, da kannst du dich ein bisschen trocknen! Und schon kam ich an der Meierei vorbei, die Türe stand weit geöffnet, ich sah das Feuer auf dem Herd. Ich gehe zum Haus und stolpere gegen etwas Dunkles, das quer über der Schwelle lag. Ich blüete mich, es war die arme Frau, schon ganz kalt, und die Füße verbrannt. Das sind die Mordbrenner gewesen, sage ich mir und es lief mir eiskalt über den Buckel. Ich horche eine Weile, aber ich höre gar nichts und trete dann ins Haus. Alles war drunter und drüber, in der Wohnstube wie in der Küche. Beim Herd finde ich eine Ohrenkappe, die ich wohl kenne, sie gehört der Fledermaus, da ist kein Zweifel möglich. Der hat gewiß die Mordbrenner dahin geführt, denn er wäre viel zu feig gewesen, um allein den Streich zu wagen. Inzwischen kommt von Schirmeck der alte Matern. Mein Gott, als er das Werk der Banditen sah, da habe ich gemeint, er werde irrsinnig! Seither ist er auch, wie zusammengeschnitten, man kann nichts aus ihm herausbringen. Ich habe allein die gute Frau aufs Bett getragen. Dann habe ich die Türe geschlossen und bin mit dem Alten hieher gelaufen. . . Fledermaus und die andern werden davon gelaufen sein; aber wie konnte der Lump seine Mütze da liegen lassen, die ihn doch verraten mußte! Das geht mir nicht in den Kopf, sie müssen bei ihrem schmutzigen Handwerk gestört worden sein!“

„Da gilt's sofort zu handeln!“ fiel Anton ein, der seine Energie wieder gefunden hatte. „Wir müssen hinauf gehen.“ Und mit einem mitleidigen Blick auf Toinette, die wie ohnmächtig dalag: „Wir lassen Toinette hier bei der Mutter. Der Jakob geht zu den Gendarmen nach Schirmeck und wir beide nehmen das Gewehr und gehen gleich fort!“

„Wohlgesprochen, Junge!“ stimmte Jordi bei, „gehen wir!“ . . .

Und sie fanden Myriam tot auf dem Bett. Ihr Gesicht schien zufrieden, wie ausgeruht nach einem Schlaf der Genesung, und sie schien denen zuzulächeln, deren Rückkehr sie erwartet hatte. Onkel und Nefse verbargen die Tränen und beteten lange vor dem Bett der guten Alten.

geht
an
kam
weit
. Ich
t was
Ich
ganz
die
es
orche
trete
und
fläche.
ie ich
da ist
die
wäre
treich
rmeck
Werk
t, er
e zu
ihm
Frau
Türe
r ge
rden
e der
e ihn
cht in
tigen
Anton
hatte.
einem
ohn-
er bei
Gen-
shmen
Jordi
Bett.
gerührt
ad sie
hr sie
gen die
tt der



war totenbleich und gab kein Lebenszeichen mehr.



Sie sahen Anton mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt; die Arme hingen schlaff, das Gesicht war totenbleich und gab kein Lebenszeichen mehr.

„Und jetzt auf die Suche!“ sagte Jordi, der auch sofort ans Werk ging.

„Was für ein Gestank kommt denn da aus dem Keller?“ rief Anton aus, „bringt Licht, Onkel, ich will den Riegel suchen.“

Als der Riegel zurückgeschoben und die Türe geöffnet wurde, traten die beiden zuerst einen Schritt zurück, so unerträglich war der Dunst, der ihnen in die Nase zog. Dann stiegen sie aber doch die Treppe hinab. Im Keller bot sich ihnen ein schreckliches Bild: Vier Leichen, die von Lachkrämpfen befallen schienen und daher schrecklich verzerrt waren, hielten die Rüste umringt, die verglasten Augen im Schrecken des Todeskampfes hier auf den Schah gerichtet. Der Kohlenstaub und der Unschlitt, mit dem sie sich das Gesicht gefärbt hatten, machten den Anblick noch schrecklicher. Die Hände der Stenden hielten Edelsteine umkrallt, der Gegenstand ihrer letzten Habgier.

„Wie häßlich sie sind!“ bemerkte Jordi, und das war die einzige Totenpredigt.

Einmal zur Stelle, hatte die Gendarmarie ihre Untersuchung bald beendet. Die Leiber der Nordbrenner wurden in einem verdeckten Wagen, wie die Säue auf den Markt, nach Schirmeck gebracht. Anton und Jordi bringen die Leiche der alten Myriam pietätvoll nach Wadenbach, wo sie im Familiengrab beigesetzt wurde. Während des Transports überließen sich die beiden Männer ihren Gedanken und beobachteten Stillschweigen. Im Anblick von Wadenbach aber legte Jordi die Hand auf die Schulter des Neffen und sagte zu ihm mit Nahrung in der Stimme:

„Siehst du, lieber Junge, dir bleibt eine große Pflicht zu erfüllen übrig. Du mußt der Toinette die ersehnen, die nicht mehr ist, du mußt ihr also doppelte Liebe bezeugen und ihre Tränen trocknen, wie du nur kannst! Was mich betrifft, so habe ich's eben vor dem Bett geschworen, wo die Arme lag: ich werde ihrer Enkelin die ganze herzliche Liebe schenken, in welcher ich sie verehrt habe. Möge Gott meinen Wunsch erfüllen!“

Die Sonne ging unter auf der Seite der lothringischen Seen und deren rotgelber Spiegel leuchtete von weitem. Die Bergflamme schimmerten in violetten Farben, davon hoben

sich die Weiden des Großmann und des Hochfelds als orange gelbe und purpurrote Flecken ab. Die drei saßen zusammen vor der Melerei Hayde und bewunderten traumverunken das grandiose Bild, in welchem sich der Weltmeister in nachahmlicher Herrlichkeit und Größe zeigt.

Die junge Frau schmiegte in einer Hastung, die Pingabe und Sicherheit verriet das anmutige Gesicht an die Schulter ihres Vaters. Alle drei gedachten der Sorgen der Vergangenheit, des milden Glücks der Gegenwart und der lieben Verstorbenen. Jordi unterbrach das Schweigen. Er entnahm seiner Tasche ein Schriftstück.

„Liebe Kinder“, hub er an, „ihr wißt, daß mich meine arme Freundin zum Vollstrecker ihres letzten Willens eingesetzt hat. Ihr wißt auch, was darin steht, sie hat euch alles vermacht! Aber in einer so stillen Stunde, in dieser wunderbaren Abenddämmerung, die sie so gerne hatte, will ich euch ihren letzten Gedanken mitteilen, der euch gegolten hat und in welchem sie ihre ganze Seele ausgedrückt hat.“

Und er las: „Wenn ich einmal nicht mehr auf dieser Welt bin, wenn ich in den Schoß des guten und barmherzigen ewigen Wesens zurückgekehrt bin, vergeßt die alte Myriam nicht! Mein Leib kehrt zur Erde zurück, er ist nur Staub. Aber mein Geist bleibt bei euch. Er wird mit euch sein, wenn die Betglocke läutet. Er wird mit euch sein, wenn euer erstes Gebet den ersten Morgenstrahl begrüßt. Er wird in der Natur sein, die euch umgibt, im Windhauch, der durch die Blätter zittert, in der Brise, die um eure Wangen sähelt. Er wird im Bache murmeln, der zu euren Füßen fließt. Er wird sein im Lächeln eurer Kinder, die ich segne, und mein Herz wird sich freuen in eurer kleinen Familie. . .“

Henry Sanier.

— Niny: Wie ich höre, wurde ihre Verlobung infolge einer Meinungsverschiedenheit aufgehoben.“ — Janny: „Ja, er war der Meinung, sie habe Geld, und sie war der Meinung, er habe was.“

Eine Hochzeitsnacht.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Es war die Zeit zur Abgabe der Billets für den Abendzug Nr. 13, der von Paris über Lyon nach Marseille fährt. Der Beamte hatte gerade den Schalter geöffnet, als ein Landbauer im Bahnhof hielt.

Ein Mann von etwa 26 Jahren entstieg dem Wagen. Er reichte einer bildschönen jungen Frau die Hand, die ihm mit einem Lächeln dankte. Dann kam eine ältere Matrone und ein noch älterer Herr, der die Gesellschaft bis in den Wartesaal 1. Klasse begleitete.

„Hast du auch deine Handtasche, Regina?“ fragte die ältere Dame.

„Jawohl, Mama.“

„Wo ist dein Mann?“

„Er gibt das Gepäck auf.“

„Du schreibst uns gleich, wenn du in Macon ankommst,“ sagte Reginas Vater.

„Übermorgen hast du meinen Brief.“

„Dann also, liebes Kind, sei glücklich,“ seufzte Herr Arnelet schwer. „Von jetzt ab fängt ein neues Leben für dich an. Du hast den Mann, den du dir erwählt hast. Er liebt dich. So könnt ihr nichts besser tun als von Glück zu Glück das Leben durchwandern.“

„Wenn dich nur diese Hochzeitsnacht auf der Eisenbahn nicht so sehr ermüdet!“ sagte die Mutter, „nach der Aufregung eines solchen Tages ist das zu befürchten.“

„Im Gegenteile, Mama, ich habe mich nie wohler gefunden!“

„Einsteigen, einsteigen!“ rief jetzt der Aufsichtsbeamte, indem er die Türen öffnete, die zum Bahnkörper gingen.

Der Bräutigam kam nun hinzu:

„Welch eine Menge Leute, diesen Abend!“ sagte er, „bald mußte ich fürchten, nicht mehr durchzukommen!“

„Auf Wiedersehen, liebe Kinder!“

Herr Arnelet umarmte mit diesen Worten seine Tochter und drückte dem Tochtermann die Hand.

„Denk ein wenig an uns während dieser

4 Wochen, da ihr fort seid, und kommt uns wieder frisch und munter zurück!“

Regina warf sich der Mutter an den Hals und umarmte sie zärtlich. Madame Arnelet war sehr gerührt, sie konnte kaum mehr an sich halten und brach in Tränen aus.

„Einsteigen, einsteigen!“ wiederholte der Aufsichtsbeamte, „für Lyon einsteigen!“

Der junge Mann schickte der neuen Familie noch eine Kuffhand und führte seine Frau zum Coupé, das er schon am Vorabend bestellt hatte.

Madame Arnelet kam, noch in Tränen, auf den Arm ihres Vaters gestützt, in die Vorhalle des Bahnhofes zurück. Davor wartete der Landbauer seit einer Viertelstunde. Als sie einstieg und die Pferde anzog, seufzte sie:

„Wenn man nur eine Tochter hat, sollte man sie nicht verheiraten, die Trennung von ihr ist zu schmerzhaft!“

II.

Am Morgen desselben Tages hatte die doppelte Trauung stattgefunden, auf der Mairie des XVII. Arrondissement und in der Kirche Sainte Marie des Batignolles. Nach dem Lunch im Hotel Terminus machten sich die Neudermählten auf die Reise, um ihren Honigmond in der Bourgogne und dann in der Schweiz zu verleben, denn einige Tage später vergoldete schon die Julisonne die Gipfel der Schweizer Alpen.

Regina Arnelet war die Tochter eines vom Dienst zurückgezogenen Cavallerieoffiziers. Ihr Vater hatte ihr am Vorabend, als er den Ehekontrakt unterschrieb, 50.000 Fr. auf den Tisch gezählt, welche ihre Mitgift darstellten. Das ist zwar nicht sehr viel unter den heutigen Verhältnissen, aber Paul Dalneau, „der Mann ihrer Wahl,“ wie Herr Arnelet soeben bemerkt hatte, war Professor an einem Pariser Lyzeum, und dank einer Erbschaft von ungefähr 100.000 Fr., in deren Genuß er kurz zuvor getreten war, erfreute sich der junge Haushalt gleich von Anfang an eines gewissen Wohlstandes.

Paul Dalneau hatte Regina in der Gesellschaft kennen gelernt. Ihre ausdrucksvollen Züge hatten ihm gefallen, ihre lebhafteste Intelligenz tat es ihm an, und ihre Frische entzückte ihn. Bald darauf warb er um sie.

und das junge Mädchen sagte ohne Zögern Ja dazu, nachdem die Eltern zu der glücklichen Partie mit Freuden ihre Zustimmung gegeben hatten. . .

Paul Dalneau bestieg also mit seiner jungen Frau das Coupé, machte es ihr darin bequem und strahlte vor Glück, indem er ihre Wünsche von den Lippen abzulesen suchte.

Regina stand noch unter dem Eindruck der Abschiedsszene, und schien daher etwas aufgeregt. Aber die rührende Aufmerksamkeit ihres Gatten, seine taktvolle Zuvorkommenheit, der Ausdruck reinsten Glückes, der sein Gesicht erhellte, das alles mußte wie ein holder Zauber ihre Nerven schließlich beruhigen, und lächelnd dankte sie dafür ihrem Herrn und Meister.

„Ist dir nicht wohl, Liebe?“

„Ach nein, nur etwas müde bin ich. Dieser Tag erscheint mir wie ein Traum.“

„Oder wie eine süße Wirklichkeit.“

„Gewiß.“

„Wir beginnen jetzt ein Leben zu zweien, das so schön ist, wenn die Seelen sich zusammengefunden haben, in der Liebe. Und wir haben uns gern, nicht wahr, Regina, mein Lieb?“ fragte Paul in einem Ton voll Innigkeit.

„Ja,“ flüsterte halblaut die junge Frau, „und unsere Liebe hat nur einen Anfang, kein Ende. Mit jedem Tag wird sie inniger. . . . Sich gern haben, ist es nicht der Himmel auf Erden?“ . . .

Die Lokomotive gab die drei üblichen Pfliffe von sich, und der Zug setzte sich in Bewegung.

An diesem Abend waren die Züge überfüllt, wie schon Paul vorhin bemerkt hatte. Es war Ferienbeginn. Bevor die lärmende Schar der Schüler die Wartesäle überflutete, war eine große Zahl von Familien eingestiegen, reich genug, um, da oder dort, eine Saison in der Fremde sich zu bezahlen. Dann kamen Soldaten, entweder um auf Urlaub zu gehen, oder schon wieder zurück. Kaufleute aus der Provinz waren durch ihre Geschäfte nach Paris gerufen. Handelsreisende verließen ihrerseits die Hauptstadt, um der Kundschaft in der Provinz die ersten Muster der nächsten Wintermode zu zeigen. Fremde Touristen kamen dann, mit aufgeputzten Reisekostümen, die in Frankreich eine Landschaft bewundern, eine historische Stätte besuchen oder Eindrücke sammeln woll-

ten, und dabei das Geld mit vollen Händen säeten. Diese ganze Welt schien sich an diesem Juniabend am Pariser Bahnhof für Lyon und das Mitteländische Meer ein Stellbüchlein gegeben zu haben.

Als der Zug Nr. 13 über dem Festungsgürtel draußen war, beschleunigte er sein Tempo, denn die Bezeichnung „Express“ war kein leeres Wort.

Im Coupé, welches dem unseres jungen Paares vorausging, hatten sich mehrere Reisende niedergelassen, die untereinander nicht bekannt waren.

Der erste, der hastigen Schrittes daherkam, und sich in einer Ecke niederließ, schien ein Mann von vierzig Jahren, schlank und mager, den Kneifer auf der Nase mit einem roten Kinnbärtchen. Auf der Reisetasche las man: „Jules Créillon, Versicherungsinspektor“.

Auf seinen Spuren stieg der Handelsreisende Vital Mornat ein, keuchend und in Schweiß gebadet. Er wischte sich Hals und Brust mit dem Taschentuch ab und schimpfte auf die Glühitze, die den starken oder fettleibigen Leuten so unbequem ist. Ein dritter, der Adjutant Ringal, nahm eine andere Ecke in Beschlag.

Als der Zug im Begriffe stand, abzufahren, wurde ein vierter Reisender von den Bahnbeamten sozusagen ins Coupé geworfen. Es war die höchste Zeit.

Einmal auf der Fahrt, machte man bald Bekanntschaft miteinander.

„Donnerwetter!“ schrie der zuletzt Angekommene, indem er seine Nachbarn anschaute, „um ein Haar hätte ich den Zug verfehlt!“

„Dann hätten Sie den nächsten genommen!“ warf Vital Mornat ein.

„Mit 5 Stunden Verspätung in Dijon, ich danke schön! Dieser dumme Kerl von Moutardier ist schuld daran!“

„Wer ist Moutardier?“

„Ein Landsmann von mir, mit dem ich diniert habe. Man kommt nicht mehr von ihm los, er ist wie eine richtige Klette! Aber ich verzeih's ihm, er ist so unterhaltend! Ach Gott, wie heiß! . . . Bitte, Sie, da in der Ecke, möchten Sie nicht die Güte haben, einen Augenblick das Fenster zu schließen. In dieser Zugluft kann man sich zwanzig Lungenschläge für einen zuziehen!“

Créfillon zog das mittlere Fenster hoch, das ganz hinabgefallen war.

„So,“ sagte er, „wollen Sie sonst noch was?“

„Aber nein!“

„Das ist ein Glück. Wenn nun aber der Herr Adjutant, der mir gegenübersteht, mich bäte, ich solle ihm Luft verschaffen, was könnte ich tun?“

„Der Herr Adjutant ist zu gütig, als daß er von Ihnen so was verlangen würde,“ erwiderte der geschwähige Reisende, „unsere Armee ist großmütig, was?“

„Ich verlange nichts,“ warf Ringal ein, „unter Passagieren muß man gefällig sein, sonst läge man sich ja die ganze Zeit in den Haaren!“

„Natürlich!“ stimmte Mornat bei.

„Das ist wohl gesprochen,“ fuhr der Freund Moutardiers fort. „Und so wahr Prosper Gantois, Gutsbesitzer in Tanlay, lebt, dafür gibt's am Büffet von Fontainebleau ein Glas Bier für alle vier!“

Jetzt war das Eis gebrochen. Jeder sprach mit dem andern, als hätte er ihn längst gekannt. Jules Créfillon sang das Lob der Versicherungen. Vital erzählte vom Verein der Handelsreisenden, dessen Mitglied er war. Der Adjutant berührte im Gespräch die neueste Kanone und verbreitete sich ausführlich über das letzte System der Mitrailleurten. Prosper Gantois berichtete über die Freuden des Landlebens, den guten Ausfall des Herbstes und die Vorzüge seiner Weine, deren Pariser Vertreter dieser Kerl von Moutardier war. Und der Zug war noch nicht in Melun als unsere vier Passagiere zusammen schon die besten Freunde der Welt waren.

In Melun glaubte Créfillon, der Zug würde halten und streckte den Kopf zum Fenster hinaus.

„Es gewittert draußen,“ sagte er, „eben fuhr ein Blitz durch die Wolken!“

„Der Blitz geht immer dem T o n n e r r e voran,“ fügte Prosper Gantois bei mit Bezug auf die Station dieses Namens, der also auf deutsch „Donner“ heißt. Er hielt das für einen so guten Witz, daß er in ein geräuschvolles Gelächter ausbrach.

Als er wieder zu seinem Platz kam, sah der

Versicherungsinspektor durch das Spiegelglas zwischen den Coupés, das in den Wagen I. und II. Klasse es ermöglicht, daß man sieht, was daneben vorgeht.

„Oh, oh! Das ist aber ein galanter Reisender!“ sagte er dabei, „er sitzt einer schönen, jungen Dame gegenüber und macht ihr den Hof!“

Die anderen sahen nach der Richtung.

„Die Dame scheint zu schlafen.“

„Sie schläft vielleicht nur mit einem Auge.“

„Wenn sie mit diesem Schwächer bis Lyon fährt, bekommt sie lange Zeit!“

„Bah, wer kann das wissen!“

„Er verdiente, daß man ihn auf seine Frechheit aufmerksam machte!“

„Ach Gott,“ sagte Gantois, „laßt doch diese Leute in Ruhe!“

„Wohl gesprochen,“ stimmte der Adjutant bei. „Im Übrigen kann sie ja um Hülfe rufen, wenn sie in Gefahr ist.“

Und die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, noch lebhafter als bisher.

III.

„Fontainebleau! 5 Minuten Aufenthalt!“ rief der Zugführer.

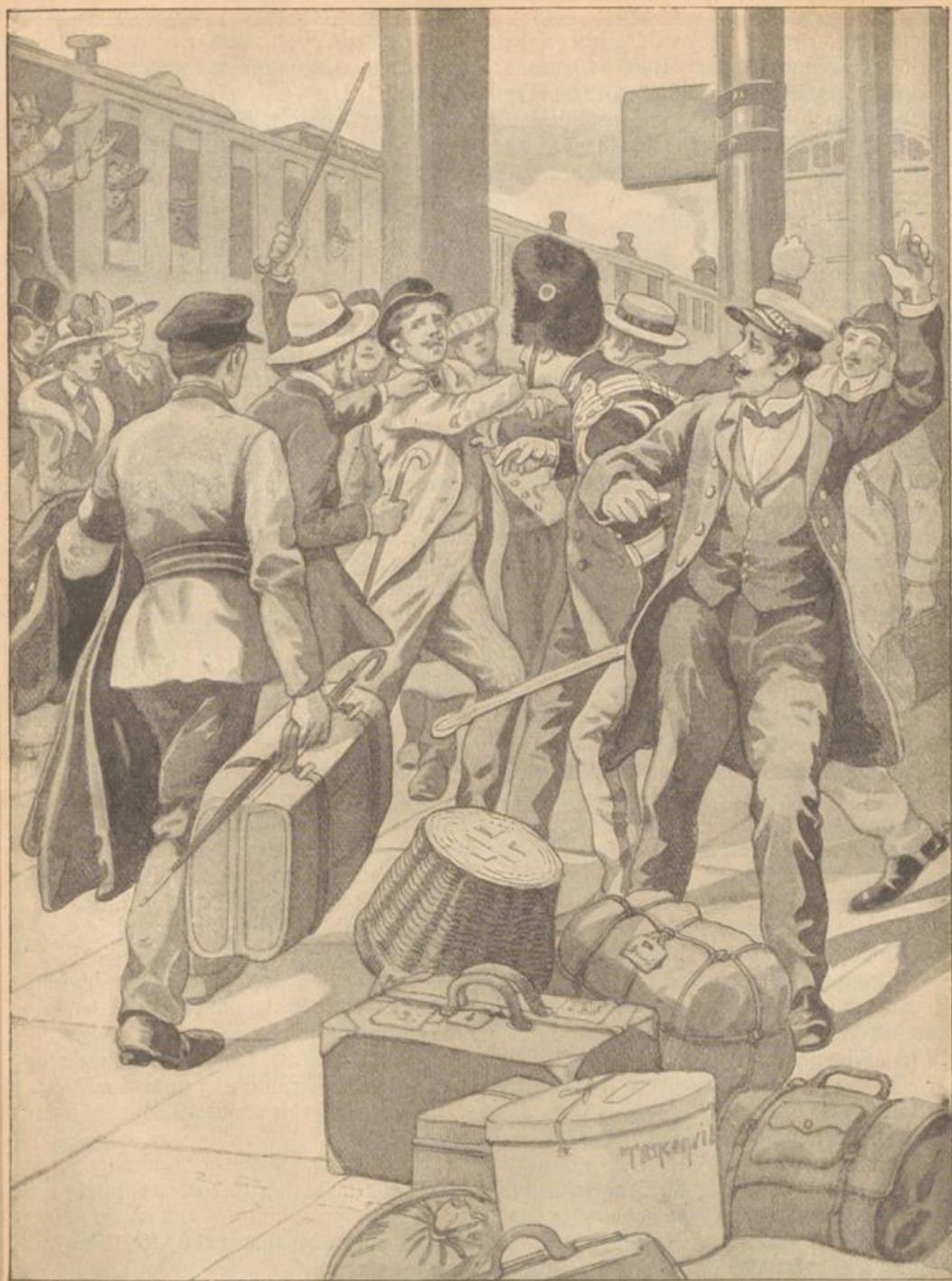
Die 4 Reisenden stiegen aus und eilten zum Büffet. Im Nu waren mehrere Gläser geleert, jeder zahlte eine Runde, und als das erste Läutesignal ertönte, war jeder wieder auf dem Weg zu seinem Platz. Der Zug fuhr wieder davon.

Während der Zug stillstand, hatte Regina das Wagenfenster niedergelassen, um etwas frische Luft atmen zu können. Paul lehnte im Eckpolster und träumte von dem geliebten Weibe, das er mit Blicken verzehrte. Er gefiel sich in diesem süßen Entzücken, und als sein Blick denjenigen von Regina auffing, wechselten die Neuvermählten miteinander ein beredtes Lächeln.

Ungefähr hundert Meter von der Station Fontainebleau entfernt, erschien am offenen Fenster plötzlich ein Kopf mit wildem Haar und abschreckendem Gesicht, fast so schwarz wie das eines Negers.

Regina ließ einen durchdringenden Schrei aus und fiel, halbtot vor Schrecken, ihrem

las
I.
eht,
Rei-
ien,
den
ge."
yon
eine
iefe
tant
fen,
ort-
t!"
zum
ert,
erste
dem
eder
gina
was
e im
bten
efiel
sein
pfel-
btes
tion
enen
haar
wie
chrei
rem



Sie sprangen mit Sturmeselle aus ihrem Coupé heraus und umstellten drohend Reginas Mann.

Gatten in die Arme, der nichts gesehen hatte, da die Erscheinung sofort wieder verschwand.

„Was hast du denn, Lieb?“ fragte Paul Dalneau ängstlich.

„Oh, schrecklich!“ hauchte die junge Frau, „ein Räuber . . ., ein Ungeheuer! . . . Ich fürchte mich so!“

„Vor wem denn?“

„Vor ihm!“

„Komm' zu dir, ich bitte dich, du siehst doch, daß du keine Angst zu haben brauchst! In deiner Einbildung hast du ein Gespenst gesehen!“

„Nein, ich habe ihn wirklich gesehen, ich bin dessen ganz gewiß! Er war dort, am Fenster. Wenn ich nicht geschrien hätte, hätte er uns beide ermordet. Mein Gott, er wird wieder kommen. Wir wollen alles schließen!“

Und Regina bekam eine solche Nerventrise, daß sie, an allen Glieder zitternd, aufs Polster fiel und schrie. Der Gatte hatte die Fenster aufgezo-gen und suchte sie dann durch Überreden und Bitten zu beschwichtigen. Aber die junge Frau konnte sich von der furchtbaren Vision nicht freimachen, sie drohte zu ersticken und wehrte mit der Hand die Arme ab, die sie umschlungen hielten.

Die vier Reisenden im Coupé daneben hatten Reginas Schrei gehört und horchten jetzt auf. Mornat erhob sich und blickte durch das Spiegelglas, um zu sehen, was drüben vorging.

„Er tut ihr Gewalt an!“

„Nicht möglich!“

„So sehet doch selber!“

„Das ist ja schrecklich!“

„Unverschämt!“

„Fürchterlich!“

„Und wir können den Zug nicht einmal zum Stehen bringen, denn in diesem Coupé ist kein Notsignal!“

„Er hält sie im Arm und erzählt ihr Narrheiten.“

„Der Kerl!“

„Der Elende!“

„Wir können aber doch die Dame nicht der Gewalt dieses Wüstlings überlassen!“

„Dann rufen wir dem Zugführer!“

„Er hört uns nicht, wir fahren mit höchster Geschwindigkeit!“

„Sollen wir nicht die Scheibe einschlagen.“

„Und dann? Können wir durch diese kleine Öffnung in das Coupé eindringen?“

„Nein!“

„Er muß aber wissen, daß wir Zeugen seines Verbrechens waren, und daß es ihm teuer zu stehen kommt!“

„Bravo!“

„Wir sind auch noch da, du Schuft!“ schrie Ringal, „und der Teufel hol' mich, wenn du bei der nächsten Station nicht in unsere Hände fällst!“

„Ich habe eine solide Faust, du Hund, du vermaledeiter,“ knurrte seinerseits Sautois, „du sollst bald erfahren, wie schwer sie ist!“

Paul Dalneau warf einen vagen Blick auf das Milchglas. Er hörte wohl Stimmengewirr aus dem benachbarten Coupé, aber er konnte kein Wort von der lebhaften Unterhaltung vernehmen, welche dort gepflogen wurde, das Geräusch der Räder auf den Geleisen war zu laut. Übrigens war er so sehr mit seiner lieben Regina beschäftigt, daß er sich wenig darum kümmerte, was auf der andern Seite der Scheidewand vorging. Er wünschte nur eines: der Zug möchte seine Schnelligkeit verdoppeln, damit man eher zur Station kam. Denn es konnte keine Rede davon sein, daß man weiterfuhr. In dem Zustand, in welchem seine Frau sich befand, wäre das grausam, barbarisch gewesen. In Montereau gab es Gasthöfe; man blieb also über Nacht lieber dort. Am andern Morgen konnte man eine Depesche nach Paris schicken, und nach dem Essen die Reise fortsetzen.

„Wie geht's dir, liebe Regina?“

„Etwas besser!“

„Komm' zu dir, ich bitte dich! Bin ich denn nicht an deiner Seite, um dich zu verteidigen und zu beschützen?“

„Ich tue, was ich kann, um nicht mehr an diese schreckliche Erscheinung zu denken!“

„Aber ich kann dir versichern, ich habe nichts gesehen!“

„Aber ich, ich hab's gesehen, und ich zittere jetzt noch beim bloßen Gedanken daran!“

„In wenigen Minuten sind wir in Montereau. Wenn es dir recht ist, so bleiben wir dort bis morgen.“

„O ja, denn ich fühle, daß ich diesen Abend nicht weiter käme!“

„Fürch
Re
gen
in de
hinde
bar.
A
über
„I
unfer
reisen
„
Mor
„
gut t
„
fuhr
„
Geber
nie s
„
reder
„
ben,
Zdeo
Bes
bleib
wür
der
das
Mor
„
ernst
Ber
gege
Wut
reiß
poli
„
wiff
dem
T
Pff
ange

„Gut, mein Lieb, fasse also Mut, und fürchte nur nichts!“

Regina versuchte der Vision sich zu entledigen, die sie bedrückte. Aber ihre Hand zitterte in derjenigen des Mannes, sie konnte es nicht hindern. Die nervöse junge Frau litt furchtbar.

Auf der andern Seite ging die Unterhaltung über den Fall ruhig weiter.

„Da sieht man wieder, welchen Zufällen unsere Frauen ausgesetzt sind, wenn sie allein reisen,“ sagte Sautois.

„Ist ihre Frau noch so jung?“ fragte Vital Mornat.

„Sie war an Johanni 52, aber sie hat sich gut konserviert.“

„Und sie wird sich noch lange konservieren,“ fuhr der Handelsreisende boshaft fort.

„Da müßte man sie eigentlich auf das Leben versichern!“ schaltete Créfillon ein, der nie seinen Beruf vergaß.

„Warum nicht? Ich werde mit ihr darüber reden, wenn ich zurück bin.“

„Da ist es schon besser, Junggeselle zu bleiben,“ seufzte der Adjutant, „das ist mein Ideal. Dann ist man doch nicht dergleichen Beschimpfungen der Seinigen ausgesetzt!“

„Aber alle können doch nicht Junggesellen bleiben!“ warf Mornat ein.

„Ganz gewiß,“ sagte auch Sautois, „wir würden ja sonst mit Riesenschritten dem Ende der Welt entgegengehen, und, meiner Seel, das Leben hat doch sein Gutes, wie Freund Montardier zu sagen pflegt!“

„Während wir plaudern,“ bemerkt Créfillon ernst, „vollendet vielleicht der Elende sein Verbrechen. Wenn ich denke, wie wir dem gegenüber ohnmächtig sind, gerate ich in Wut!“

„Wollen wir ihn nicht aus dem Coupé reißen, wenn der Zug hält, und zur Bahnpolizei schleppen?“

„Das ist eine Idee.“

„Ich werde mich seiner schon zu versichern wissen,“ fügte Sautois bei.

„Der Lump! Er träumt sicher nicht von dem, was ihn erwartet!“

Die Lokomotive ließ einen längeren schrillen Pfiff ertönen. Der Zug war in Montereau angekommen.

IV.

Regina hatte sich von ihrem Schrecken etwas erholt. Sie zupfte das Kleid zurecht, nahm die Handtasche aus russischem Leder an sich, welche auf dem Polster lag, und erhob sich, um das Coupé zu verlassen.

Paul Dalneau öffnete die Thür und sprang, sowie der Zug hielt, behend auf den Perron.

Im selben Augenblick sprangen unsere vier Jugendwächter mit Sturmseile aus ihrem Coupé heraus und umstellten drohend Reginas Mann.

Mornat packte ihn am Kragen. Créfillon drohte ihm mit dem Finger. Der Adjutant Ringal schimpfte über ihn in echten Kasernenflüchen, Sautois hatte ihm einen Faustschlag zugebracht, dem Dalneau aber ausweichen konnte; er wäre darunter zusammengebrochen, wenn er ihn in den Nacken bekommen hätte!

Von allen Seiten angefallen, ohne zu wissen warum, machte der junge Mann Kehrt und suchte sich seine Angreifer vom Leibe zu halten. Als Regina dies mit ansehen mußte, begann sie aufs Neue zu jammern, und rief ihrem Manne mit markerschütterndem Schrei. Dann fiel sie in Ohnmacht.

Die anderen Reisenden waren ebenfalls ausgestiegen und umringten die Kämpfenden.

Bahnhofsvorsteher und Polizeiwachtmeister waren, durch den Lärm der schreienden Menge aufmerksam geworden, herbeigeeilt und erkundigte sich nach der Ursache des Durcheinanders.

„Verhaften Sie diesen Menschen!“ schrie Sautois, „es ist ein elender, ein niederträchtiger Kerl! Er hat sich der jungen Dame gegenüber in der schmutzigsten Weise aufgeführt, die mit ihm im Coupé war!“

„Wir haben alles gesehen, alles!“ brüllte Créfillon. „Die Herren hier sind Zeugen!“

„Es fehlt nur ein Strick, um dich zu hängen, du verfluchter Wüstling!“ fluchte Ringal.

„Hoch und kurz!“ fügte Mornat bei.

Die Menge schickte sich schon an, sich über Dalneau herzumachen, aber der Kommissar nahm ihn in Schutz gegen den Ausbruch des Jornes. Er selber stieß ihn unter dem Eindruck der allgemeinen Aufregung ziemlich der bis in sein Bureau, und ließ durch einen Gen-

darm den Eingang bewachen. Den vier Zeugen wurde befohlen, auf dem Perron sich zur Verfügung der Behörden bereit zu halten.

Die ohnmächtige Regina war in's Bahnhofrestaurant gebracht worden. Mitleidige Damen bedauerten die Belagerten, aber sie taten noch Weiteres, sie ließen sie Nieschmalz einatmen.

„Was haben Sie gegen die Verwünschungen der ganzen Menge zu sagen?“ fragte der Kommissar.

„Diese Leute sind verrückt, das ist meine Antwort!“ erwiderte Reginas Mann, der seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte.

„Zunächst wollen wir der Reihe nach gehen. Wie heißen Sie?“

„Paul Dalneau!“

Der Gendarm streckte den Kopf zur Tür herein.

„Was wollen Sie, Calmette?“

„Die vier Zeugen verlangen auf der Stelle verhört zu werden. Sie sagen, der Zug fährt weiter, und ihre Geschäfte rufen sie weg!“

„Sie mögen eintreten!“ befahl der Kommissar.

Nachdem er schnell ihre Namen, Beruf und Wohnort festgestellt hatte, nahm der Beamte ihre Aussagen entgegen, die für den Angeklagten niederschmetternd waren.

„Der Zug fährt weiter!“ warf der Gendarm ein.

„Nun also, gute Reise!“ erwiderte der Kommissar, der seine Untersuchung nicht beendet hatte. „Die Herren können den nächsten Zug nehmen. Jetzt soll aber einer im Namen der andern sprechen, sonst werden wir nicht fertig!“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung!“ sagte Vital Mornat.

„Ich höre.“

„Der Zug war eben über Fontainebleau hinaus, als diese Herren und ich einen durchdringenden Schrei hörten, der aus dem benachbarten Coupé kam. Ich habe zuerst durch das Milchglas geschaut, das in die Scheidewand eingelassen ist, und ich sah diesen Menschen, wie er eine junge Dame in den Armen hielt, welche sich schreiend frei zu machen suchte.“

„So ist's“ sagten die anderen Zengen.

„Herr Kommissar, gestatten Sie mir...“ wollte Dalneau erwidern.

„Sie haben zu schweigen!“ gebot der Beamte in der Wut, „Sie reden nur, wenn Sie gefragt werden, sonst fliegen Sie in's Loch!“

Reginas Gatte zuckte die Achseln und sagte kein Wort mehr.

„Sie sagten also?“ wandte der Kommissar sich wieder an den Belastungszeugen.

„Ich sagte,“ fuhr Mornat fort, „daß meine Gefährten und ich Zeugen dieses infamen Überfalls waren.“

„Wir schriechen wiederholt, der Mensch solle sich in Acht nehmen, und sein Verbrechen würde die gebührende Sühne finden,“ fügte der Adjutant bei, „aber er lehrte sich nicht daran! Bis Montereau hat er die Unglückliche gequält, wie ein Lämmergeier sein Opfer!“

„Fuhr die Dame fort, zu schreien?“ fragte der Kommissar.

„Wir hörten dann nichts mehr; wahrscheinlich hatten Ihre Kräfte sie verlassen.“

„Dalneau, was haben Sie auf diese erdrückenden Zeugenaussagen zu erwidern?“ wandte sich der Beamte jetzt mit strengem Blick an den vermeintlichen Verbrecher. Dieser hatte sich inzwischen wieder von dem unerwarteten Abenteuer erholen können und hatte auch seine Ruhe wieder gewonnen.

„Nur ein Wort, Herr Kommissar: diese Dame ist meine Frau...“

„Die eheliche?“ schrie der Polizeioffizier mit ebenso verdutzten als ungläubigen Mienen.

„Was man ehelich heißt, jawohl. Denn heute morgen erst ist die Ehe auf der Mairie geschlossen und in der Kirche Saint-Germain-des-Prés eingesegnet worden.“

„Können Sie Ihre Behauptung beweisen?“

„Nichts leichter als das!“ Und er entnahm dabei seinem Überzieher das Heiratsbüchlein, das die Neuvermählten auf den Mairien von Paris erhalten, und hielt es dem Kommissar vor Augen.

Dieser las aufmerksam das standesamtliche Dokument. Dann machte er ein erstauntes, fast jämmerliches Gesicht, indem er zu den vieren im Zorn sagte:

„Was soll das nun heißen, was ist das für eine dumme Komödie, die Sie mir da spielen! Haben Sie darauf gewettet, mir mit der Erzählung Ihrer Dummheiten die Zeit wegzustehlen?“

„Je nun, Herr Kommissar, wir konnten doch nicht wissen. . .“

„Zunächst: wenn man nichts weiß, dann macht man keinen Skandal! Und schließlich: in welche Geschichten mischen Sie sich ein! Hat sich die Dame an Sie gewandt, hat sie Ihre Hülfe angerufen?“

„Sie hat geschrien!“ versicherte Ringal. „Wenn der Herr Kommissar gestatten will,“ warf Dalneau ein, „kann ich die Sache aufklären. Der Zug hatte kaum Fontainebleau passiert, da sah meine Frau — oder glaubte sie, zu sehen — am Fenster des Coupés, in dem wir saßen, einen Menschen mit geschwärztem Gesicht, unordentlichem Haar und drohendem Blick. In der Angst ließ sie einen Schrei aus, denn sie glaubte nicht anders, als er wollte uns ermorden. Ich nahm sie in den Arm und flehte sie an, sich von der Angst frei zu machen, indem ich ihr versicherte, ihre Einbildung habe allein die Erscheinung verschuldet. Aber es war vergeblich. Die ganze Fahrt hindurch mußte ich ihr den Schreck ausreden. Ich war immer nur um sie her und in Sorge, wann die Nervenkrise einmal ihr Ende erreichen würde. Wir waren beide dahin überein gekommen, in Montereau abzustiegen und erst morgen weiter zu fahren. Und da war es, wo diese Halsabschneider, die ich nicht kenne und nie gesehen habe, tötlich gegen mich wurden und die Reisenden gegen uns aufhetzten. Da ich ohne Grund beschimpft und maltrattiert worden bin, so bitte ich den Kommissar, von der Beschwerde Kenntnis zu nehmen, die ich morgen ins Bahnbuch schreiben werde, und sie zur gerichtlichen Verfolgung weiter zu geben.“

Santois kratzte hinter den Ohren. Der Adjutant räusperte sich, um Haltung zu bewahren. Crésillon zerdrückte einen Kernfluch zwischen den Zähnen. Und Mornat, der sah, wie seine Denunziation zu nichts wurde, nahm sich vor, künftighin nicht mehr so geschwätzig zu sein.

Jetzt öffnete sich die Türe, und der Bahnhofsvorstand trat herein mit Regina.

„Madame,“ sagte er, „Ihr Gatte ist hier.“ Die junge Frau reichte Dalneau, noch ganz in Erregung, die Hand.

Der Kommissar wies ihr einen Stuhl an, und grüßte sie ehrerbietig.

„Gestatten Sie mir eine kleine Frage, Madame,“ begann er. „Haben Sie wirklich auf der Strecke zwischen Fontainebleau und Montereau einen Menschen am Coupéfenster gesehen?“

„Gewiß.“

„Und dieser Mensch war die Ursache Ihres Schreckens?“

„Gewiß, denn es konnte doch nur ein Dieb oder ein Mörder sein.“

„Ich kann den Herrn Kommissar diesbezüglich aufklären,“ mischte der Bahnhofsvorstand sich ein. „Madame konnte einen Mann am Coupéfenster gewahr nehmen, der von einem Wagentritt zum andern stieg. Aber deswegen hätte sie sich nicht zu ängstigen brauchen. Es war der Heizer von der Lokomotive, der sich in Fontainebleau um einige Sekunden verspätet hatte und nun auf diese Weise seine Maschine wieder zu erreichen suchte. Da er im Fehler war, worüber mir schon eine Depesche vorliegt, will ich ihm zu wissen tun, daß er 10 Fr. Strafe zu bezahlen hat.“

„Wie, das war der Heizer?“ fragte die immer noch zweifelnde Regina.

„Er selber, Madame, ich schwöre es Ihnen!“ antwortete der Bahnhofsvorsteher.

„So hatte ich also doch recht geahnt,“ sagte Madame Dalneau, indem sie ihren Mann lächelnd ansah.

„Aber zum Fürchten war es nicht,“ wandte dieser ein.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück,“ begann nun der Kommissar wieder, „und bitte Sie mich zu entschuldigen, mein Herr, wegen der etwas schroffen Art, in der ich soeben zu Ihnen geredet habe. Ich glaubte aber mit einem Verbrecher und nicht mit einem glücklichen Ehegatten zu tun zu haben, der eben seine Flitterwochen beginnt. Sie sind entlassen, gestatten Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke!“

Dalneau und der Kommissar wechselten einen freundlichen Händedruck, worauf die Neuvermählten sich verabschiedeten.

„Sie aber, meine Herren,“ wandte er sich dann an diese, „möchte ich bitten, diese Lektion in Zukunft zu beachten!“

„Wir hatten die beste Absicht,“ versicherte Mornat.

„Der Schein war ganz für uns,“ fügte Ringal bei.

„Aber die Wirklichkeit spricht gegen Sie!“

„Wer hätte gedacht, daß die beiden verheiratet waren!“

„Besonders als die junge Frau in dem Augenblick schrie, da sie ihr Gefährte in den Armen hielt!“

„Da sie aber doch keine Gewißheit hatten, war das noch kein genügender Anlaß, um über Herrn Dalneau herzufallen, wie Sie es getan haben, als der Zug hielt, und die Menge gegen ihn aufzustacheln und Stempel zu machen! Das wird Ihnen teuer zu stehen kommen, wenn er die Sache gerichtlich verfolgen läßt!“

„Seien Sie unser Fürsprecher!“ bat Sautois. „Es ist schon genug, daß wir Ihre Vorwürfe mit anhören und den Zug verfehlen mußten!“

„Ich will morgen zu ihm ins Hotel gehen. Aber versprechen kann ich nichts...“

„Haben die Herren Ihre Karten?“ fragte nun der Bahnhofsvorstand.

„Da sind sie!“

Der Beamte nahm sie entgegen, warf einen Blick darauf und wandte sich dann an die vier Sünder:

„Herr Dalneau reiste erster Klasse. Sie waren im nämlichen Wagen, im Coupé daneben, und Sie zeigen mir vier Karten zweiter Klasse? Wie kommen Sie dazu, ohne Erlaubnis in einer höheren Klasse zu reisen?“

Die vier schlugen die Augen nieder:

„Es waren keine Plätze zweiter Klasse mehr da,“ riskierte Créfillon, der ob der Frage ganz die Fassung verloren hatte.

„Ich kann beweisen, daß Ihnen bei der Abfahrt von Paris mehr als fünfzig zur Verfügung standen,“ wandte der Bahnbeamte ein. „Sie haben also wissentlich die Gesellschaft hintergehen wollen. Darum werden Sie vor allem die Güte haben, auf der Stelle den Unterschied zwischen der ersten und zweiten Klasse nachzuzahlen, von Paris bis Montereau. Wegen des wissentlichen Betrugs mache ich Ihnen ein Protokoll.“

„Das macht schon zwei,“ seufzte Sautois. Man zahlte den Nachtrag unter Murren und Seufzen.

„Jetzt ist auch der Zug von 12,35 gemeldet, meine Herren,“ fuhr der Bahnhofsvorstand fort. „Da der Herr Kommissar mit Ihnen fertig ist, können Sie den Perron aufsuchen, wenn Sie Ihre Reise fortsetzen wollen.“

„Ich halte Sie nicht mehr zurück,“ erklärte der Kommissar, „und wünsche Ihnen mehr Glück für die Weiterreise.“

Créfillon, Mornat, Ringal und Sautois verließen das Bureau und stritten miteinander, wie Rasende darüber, wem das Resultat des fatalen Abenteuers zu verdanken war. Da niemand daran schuld sein wollte, hörte das Geschimpfe nicht auf.

„Hätte ihn Sautois nicht angefallen,“ schrie Mornat, „dann wäre uns das erspart geblieben!“

„Hätte sich Créfillon nicht Mühe gegeben, um durch das Milchglas zu schauen,“ fügte Ringal bei, „dann hätten wir im Coupé daneben nichts gesehen, und wir wären ruhig an unseren Bestimmungsort gekommen.“

„Sie kommen mir gerade recht,“ begehrte jener auf, „so ein Adjutant eines Regiments fauler Apfel! Ohne Ihren Vorschlag, diesem unglückseligen Dalneau eine Lektion zu erteilen, säßen wir jetzt nicht in der Tinte!“

„Herr des Himmels!“ seufzte Sautois, „da stecken wir schön drin! Den Zug haben wir verfehlt, nachzahlen haben wir müssen, und zwei Prozesse erwarten uns! In Zukunft werde ich die Tugend Tugend sein lassen!“

Der Zug fuhr eben in die Halle, die vier gingen auseinander, und stiegen jeder in ein anderes Coupé ein.

Paul Dalneau und Regina, die im besten Gasthof in der Stadt Quartier genommen hatten, lachten jetzt über ihr Abenteuer.

„Unsere Hochzeitsnacht wird uns gedenken, mein Lieb!“

„Aber sicher! Schrecken, Tränen, Geschrei, Verhaftung, nichts hat gefehlt!“

„Aber schließlich ist es gut ausgegangen. Und wenn es uns die erste Hälfte der Nacht nicht nach Wunsch ging, so wird sich hoffentlich die andere Hälfte unser erbarmen...“

Bald darauf schliefen Paul und Regina den Schlaf der Gerechten.

Sophonyme Loubier.

Unter dem Henkersbeil.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Man las im „Petit Nouvelliste de Seine-et-Oise“:

Das Verbrechen in der Rue du Val.

Ein Verbrechen von ebenso großer Kühnheit als Grausamkeit hat das sonst so ruhige Viertel der Rue du Val in Angst und Schrecken gestürzt. Nr. 25 dieser Straße ist, zwischen Hof und Garten, ein Pavillon, welchen die Witwe Veroux bewohnte, eine betagte Rentnerin, die seit langen Jahren nur zwei Bediente bei sich hatte, die Gouvernante Brigitte und Dominique, der zugleich Kammerdiener, Kutscher und Gärtner war. Die beiden Frauen schliefen im Pavillon, Dominique im Gesindehaus.

Heute Morgen wurde der Diener durch Wehklagen aus dem Schlafe geweckt, die aus der Wohnung der Herrschaft zu kommen schienen. Schnell entschlossen erkundigte er sich danach; er fand die Türe auf den Hof zu geöffnet, die andere auf den Garten zu von innen verschlossen. Im Vorhaus bot sich ihm ein schrecklicher Anblick dar. Da lag, der Länge nach auf den Fliesen ausgestreckt, in einer Blutlache die Gouvernante; deren röchelnde Seufzer hatte er gehört. In banger Ahnung rannte der Diener die Treppe hinauf, die gleichfalls mit Blutspuren bedeckt war, und fand im Hausgang des ersten Stockes die schon kalt gewordene Leiche seiner unglücklichen Herrin, die förmlich zerschritten war. Auf sein Geschrei liefen die Nachbarn herbei, welche sich um die Gouvernante bemühten. Deren Verletzungen sind aber derart, daß sie kaum mit dem Leben davonkommen wird; bis zur Stunde hat sie das Bewußtsein nicht wieder erlangt, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie sich wenigstens soweit erholen kann, daß sie imstande wäre, die nötigen Angaben zu machen.

Aber folgende drei Punkte ist die Untersuchung jetzt schon schlüssig: Motiv des Verbrechens war der Diebstahl; alle Wertpa-

piere sind verschwunden, und leider auch ihre Liste. Der Mörder dürfte kein Berufsgauner sein. Er scheint außerordentlich stark zu sein; Beweis die furchtbaren Verletzungen der Opfer. Der Pariser Sicherheitsagent ist zur Ansicht gekommen, es handle sich nur um einen Amateur in der Branche; einige Ungeschicklichkeiten weisen darauf hin. Endlich muß der Mörder mit den Verhältnissen vertraut gewesen sein. Nichts ist gewaltsam erbrochen. Die beiden Frauen hatten sich aber in ihrer Angftlichkeit über Nacht immer eingeschlossen. Vielleicht ergeben sich aus den Papieren der Ermordeten weitere Anhaltspunkte.

II.

„Ist alles bereit, Annette? . . . War der Zuckerbäcker schon da?“

„Ich warte nur noch auf den Herrn, um anzurichten.“

„Gut, dann geh' nur in die Küche, Herr Monnier muß jeden Augenblick kommen.“

Madame Monnier ließ den Blick über den Tisch schweifen, zu dessen Herrichtung sie selber mithelfen wollte. Es fehlte also nichts mehr.

Die Herrin des Hauses hatte sich ebenfalls in ihren Staat geworfen; ihre Toilette aus schwarzer Seide war allerdings schon mehrfach umgeändert worden, aber die alte Dame trug sie so vornehm und anmutig, daß man dessen nicht gewahr wurde. Was man alt heißt, war Madame Monnier allerdings auch noch nicht; sie zählte kaum fünfzig, aber sie war vor der Zeit gealtert. Das Haar ergraute, das Gesicht zeigte Runzeln, und doch war das ganze Äußere mit den blauen Augen und dem milden Lächeln immer noch jung geblieben.

Heute erhellten sich ihre Züge ganz besonders, denn es galt, den Geburtstag ihres lieben Sohnes Jacques zu feiern, des Sohnes, der nach harten Prüfungen der einzige Trost und die einzige Stütze ihres Alters war.

Die Monniers waren ehemals sehr wohlhabende Leute gewesen; einige Stücke des Mobiliars zeugten heute noch davon. Aber vor fünfzehn Jahren wurden sie durch einen Finanzkrach ruiniert, der alles verschlang, nur

die Ehre nicht, denn Madame Monnier hatte auch ihr persönliches Vermögen den Gläubigern ausgeliefert. Das hätte aber allein nicht genügt; es fand sich ein edler Mensch, der, obwohl selber nicht allzu begütert, seinem Freunde aus der Kindheit, beisprang und so verhinderte, daß der Bankrott erklärt wurde. Der Staatsanwalt Anglès war dieser Freund, ein durch seine Sittenstrenge bekannter Beamter. Aber Herr Monnier erlebte seinen Fall nicht, der Kummer fraß sein Herz. Die Witwe war ohne Mittel, Jacques, der 15 Jahre zählte, mußte seine Studien unterbrechen. Da griff der Staatsanwalt wieder ein, er hielt die Witwe über Wasser und bezahlte, was der Sohn kostete, der sein Patenkind und hoch begabt war. Durch den väterlichen Freund empfohlen, hatte sich Jacques in einem der bedeutendsten Bankhäuser der Stadt zu einer angesehenen Stellung emporgeschwungen, die es ihm erlaubte, sowohl seine Mutter zu unterstützen, als auch an seiner Schuld abzutragen; denn Jacques hatte sich's geschworen, den edlen Freund auf Heller und Pfennig zu bezahlen, der für ihn und seine Familie so viel vom eigenen Vermögen riskiert hatte.

Madame Monnier saß nun am Ofen und sah ungeduldig nach der Uhr, die bald auf 7 zeigte. Endlich hörte sie Schritte.

„Gott sei Dank, da ist er!“ Wie immer war es die erste Sorge des Sohnes, gleich beim Eintritt die Mutter zu umarmen. Da sah er den festlichen Aufputz:

„Aber Mutter, hast du dich wieder in Unkosten gestürzt!“

„Wieso?“ erwiderte sie lächelnd. „Und wenn auch? Hat mein Kind nicht so viel Wert?“

Sein Blick glitt etwas melancholisch über den behaglichen, sauberen Raum und den festlichen Aufputz, dann fand er zum Ausdruck seines innigen Dankes die Worte: „Meine liebe, liebe Mama!“

Aber diese wollte heiter bleiben:

„Da kommt schon Annette, schnell deinen Arm!“

Während er sich an den Tisch setzte, drückte Jacques sein Erstaunen darüber aus, daß nur für zwei gedeckt war. Denn bei solchen Gelegenheiten wurde immer noch der Pate eingeladen, der für sich, unter der Herrschaft einer

brummigen Haushälterin gerade kein angenehmes Heim hatte. Er war Witwer und nur selten erschien sein einziger Sohn Léonce, der in Paris als Anwalt amtierte, ins Vaterhaus. Man sagte, der Sohn sei ein Verschwender, und der Vater zu streng. . .

Die Mutter lächelte: „Herr Anglès ist doch Staatsanwalt! Meinst du, der kann kommen, wenn er will?“

„Ach ja . . . ich vergaß das Verbrechen. . .“ sagte er in leicht verändertem Ton.

„Jawohl das hat das ganze Gericht auf die Beine gebracht. . . Diese arme Madame Leroux! Wer hätte letzten Samstag gedacht, daß ich sie zum letzten Male sah! Sie war noch so heiter und hatte mich eingeladen, mit ihr den andern Tag auf ihrem Landgut von Menoret zu verbringen. . . Sie wollte mich mit ihrer Haushälterin abholen kommen! . . . Gott im Himmel, ist es möglich, daß die Erde solche Ungeheuer trägt! . . . Hast du's gelesen, in der Zeitung steht, man habe eine wichtige Spur gefunden!“

„Aber Mama, könnten wir nicht von etwas heiteren Dingen reden?“

Sie fuhr jedoch in ihrem Gedankengang fort:

„Es soll sich ein Notizbuch gefunden haben!“

Da erschrad Jacques: „Was sagst du?“

„Jawohl ein Notizbuch, in welches unsere unglückliche Freundin genau einschrieb, wenn Geld ein- oder ausging; denn sie war, mochte sie auch als geizig verrufen sein, sehr zuvorkommend. . .“

Jacques wischte sich über die Stirn:

„Mama!“ sagte er bloß, aber in einem Tone, der ihr hätte auffallen müssen, wenn nicht zugleich die Klingel im Vorbau ertönt wäre.

„Aha, das ist dein Pate, Jacques, willst du ihm entgegengehen?“

Aber ehe dies geschehen konnte, stand Herr Anglès schon auf der Schwelle. Madame Monnier schickte sich an, sich für den Besuch zu bedanken, doch erstarrten ihr die Worte an den Lippen beim Anblick des Staatsanwalts. . .

III.

Herr Anglès, ein Mann in den Fünfzig, war der klassische Typus der Beamten der

alten Schule. Das bis auf die Backenbärchen glatt rasierte Gesicht zeigte immer die gleiche undurchringliche Miene, dünne Lippen machten den Abschluß. Unter der goldenen Brille drang ein scharfer Blick hervor. Man brachte ihm wenig Sympathie entgegen, dessen einziger Stolz darin bestand, nie gegen einen Gesetzesbuchstaben in seinem Amte auch nur den kleinsten Fehler begangen zu haben. Erst außerhalb des Justizpalastes zeigte er zuweilen, daß er auch ein Herz besaß.

An diesem Abend aber schien er eisig-kalt, wie ein Wind, der Unglück bringt. Es schien sogar, als wäre er durch die feilliche Zurüstung unangenehm berührt. Aber sogleich versteiften sich seine Züge wieder. Festen Schrittes ging er auf die Witwe zu, die vor Schreck auf den Stuhl gesunken war, verneigte sich höflich vor ihr und begann mit einer amtlichen Stimme, in der immerhin ein Ton von Mitleid vibrierte:

„Werte Frau und Freundin, verzeihen Sie die Störung zu solcher Stunde. Aber ich habe mit Ihrem Sohn etwas von großer Wichtigkeit zu besprechen. Wollen Sie uns einen Augenblick allein lassen?“

Die alte Dame hatte versucht, sich zu erheben, aber in der Aufregung fiel sie auf den Stuhl zurück. Mit verfürtem Antlitz, die Augen weit geöffnet, suchte sie auf dem Gesicht des Beamten die Bedeutung dieses Auftritts zu entziffern, es war vergeblich. Endlich gelang es ihr, sich zu erheben und fortzubewegen, wobei sie den Arm des Staatsanwalts auschlug. Dieser konnte noch hören, wie sie auf der Schwelle seufzte: „Jacques... mein Kind!“

Dann schloß er hinter ihr die Thür und setzte sich im Dunkeln dem jungen Mann gegenüber, auf dessen Gesicht das Licht der Hängelampe fiel. Jacques war bleich wie der Tod, aber seine Züge zeigten eine feste Entschlossenheit.

Der Staatsanwalt fragte ihn unvermittelt, und mit Verzicht auf die familiäre Ansprache:

„Zu welchen geheimen Zwecken borgten Sie sich Geld bei der Witwe Leroux? Antwort!“

IV.

Jacques war aufgesprungen. Seine Stirn rötete sich plötzlich wie unter der Schande

einer Dyrseige. Einen Augenblick ließ ihn die Entrüstung nicht zum Wort kommen; endlich brachte er in schmerzlichem Tone heraus:

„Wie?... Sie?... Mein Pate?... Sie?“

„Hier gibt es kein Patenkind und keinen Paten, aber einen Angeklagten und einen Richter!“

„Einen Angeklagten und einen Richter!... Ach, Pate, Pate!“

„Lassen wir das so lange Sie nicht gerechtfertigt sind! Es sprechen so erdrückende Beweise gegen Sie, daß Sie, auch wenn Sie unschuldig wären, Mühe hätten, frei zu werden. Von jetzt ab stehen Sie in Untersuchung. Ich will nicht sagen, daß ich Sie nicht mehr kenne, ich bin ja hierher gekommen, um mich persönlich zu informieren, und um Ihnen bei der Verteidigung zu helfen, wenn ich einen günstigen Eindruck von hier mitnehmen kann. Es soll der Untersuchung nicht vorgegriffen werden. Aber es ist da ein Punkt, über den ich Klarheit haben möchte. Sie verdienen reichlich für Ihren und Ihrer Mutter Unterhalt. Ich habe es ganz Ihrem Befinden überlassen, in welcher Weise Sie mit mir fertig werden wollen. Und als Sie im vorigen Jahr zu mir kamen, und mir sagten, Sie möchten weniger abzahlen, habe ich mir dagegen auch nur das leiseste Wort erlaubt? Nein! Dann habe ich aber auch das Recht zu fragen, warum Sie Madame Leroux in Anspruch nahmen, da Ihnen doch meine Börse zur Verfügung stand!“

Es trat eine Pause ein, nach welcher der Staatsanwalt mit ziemlicher Rauheit fortfuhr: „Ich erwarte die Antwort!“

Jacques erhob den Kopf und erwiderte mit einer Entschlossenheit, der man die Unerschütterlichkeit anhörte:

„Ich kann sie Ihnen nicht geben.“

„Sie können nicht — oder wollen Sie nicht?“

Jacques hüllte sich in Schweigen.

„Was soll das —?“

„Verehrter Herr, ich verhehle mir nicht die Folgen meines Schweigens, und die schlimmste ist ja Ihr Haß und Ihre Verachtung. Aber auf diese Frage, auf die Sie mehr als ein anderer ein Recht haben, kann ich Ihnen nun antworten, wie ich getan habe.“

„Durch eine Weigerung?“

„Durch eine solche.“

Herr Anglès zog die Brauen zusammen:
„So schlimm sind also die Bedürfnisse, die Sie mit dem Gelde der Witwe Leroux befriedigt haben?“

„Daraus allein, daß ich nichts darüber sagen kann, dürfen Sie das nicht schließen!“

„Das sind Unterscheidungen, auf die ich mich nicht einlassen kann. Man versteckt nur das, was zu zeigen man sich nicht getraut!“

„Ich weiß es wohl, daß mein Schweigen mir sehr ungünstig ausgelegt werden kann!“

„Genug der Phrasen! Sie sind ein elender Heuchler, den der unordentliche Lebenswandel zum Dieb, zum Mörder gemacht hat!“

Unsäglich Schmerz stand auf dem Gesicht des jungen Mannes, die Brust hob sich, und seine Lippen zuckten unwillkürlich, doch er verharrte im Schweigen.

„Dieses Schweigen ist ein Geständnis,“ fuhr der Staatsanwalt fort. . . „Ihre Mutter tut mir leid!“

Mit einer heftigen Handbewegung schien Jacques eine unerträgliche Vorstellung verschrecken zu wollen.

„Sprechen Sie nicht von meiner Mutter!“

„Und doch muß es sein! Haben Sie je daran gedacht, welches fürderhin das Los Ihrer Mutter sein wird, die Sie in einem Augenblick der Verirrung dem Elend preisgegeben haben, ja, noch mehr, der Schande! Haben Sie sich eine Vorstellung gemacht vom Kalvarienberg, den Ihre Mutter in der Zeit zwischen Ihrer Verhaftung und der Sühne Ihres Verbrechens zu besteigen verurteilt wird? Und doch hätte sie besseres verdient, die arme Frau! Muß ich Sie daran erinnern. . .“

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“ flehte der junge Mann mit erhobenen Händen. Darauf gewann er seine Entschlossenheit wieder:

„Ich werde nicht sprechen. . . Aber quälen Sie mich nicht länger! Führen Sie mich ab, nehmen Sie mich mit!“

„Dann ist es also richtig? Sie sind — ein Mörder?“

Leise, ganz leise, so daß die furchtbaren Worte kaum über die Lippen kamen, wiederholte Jacques: „Nehmen Sie an, es wäre — so . . .“

„Ein Dieb?“

Es war nur noch eine galvanisierte Leiche, die ebenso wiederholte: „Ein Dieb. . .“

Herr Anglès stand auf und schritt einige male im Zimmer auf und ab. Die Hartnäckigkeit des jungen Mannes gerade über den Punkt zu schweigen, auf dem die Anklage basierte, und die seltsame Leichtigkeit, mit der er sich eines schmutzigen Verbrechens bezichtigen ließ, machten den Staatsanwalt irr. Dieser brave, junge Mann, den er aufwachsen sah, den er selbst erzogen hatte, sollte nun plötzlich zum Mörder, zum Dieb geworden sein? . . .

Er kam zu Jacques zurück, der in sich versunken da saß, und beugte sich über ihn:

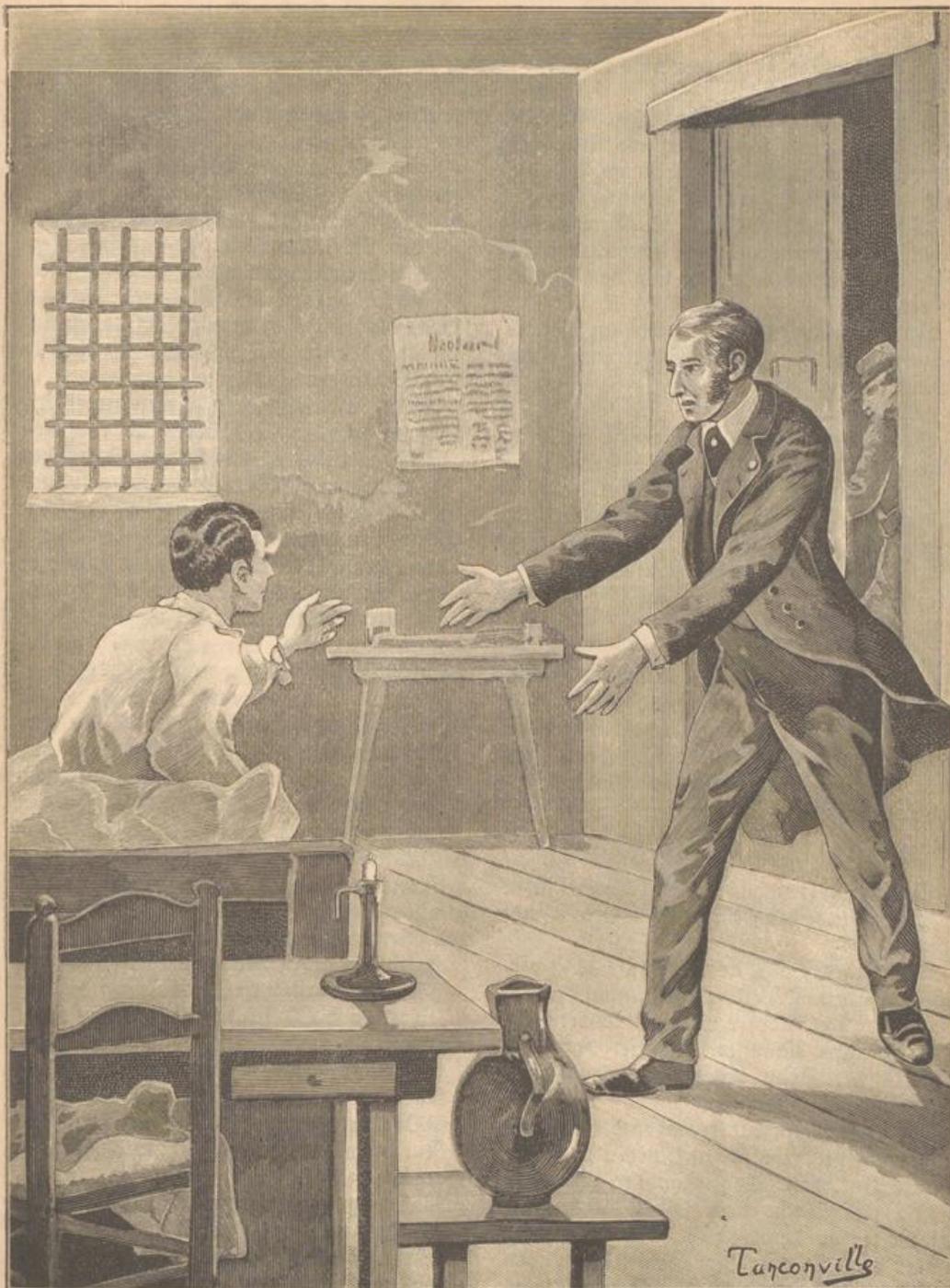
„So höre, Jacques! Du weißt, was ich für dich getan habe, für die Ehre deines Vaters, für die Ruhe deiner Mutter. Du hast eine Schuld auf dich genommen, die abzutragen die Stunde nun gekommen ist, deren Abzahlung zu fordern ich ein Recht habe und die ich hiermit ohne Aufschub von dir verlange. Antworte auf die Frage, die ich gestellt habe, und ich erkläre dich frei von jeder Verpflichtung mir gegenüber, nicht nur in Bezug auf die Vergangenheit, sondern auch in der Zukunft, denn durch deine Schuld wird deine Mutter meine Hilfe noch nötig haben, und du weißt, daß ich sie nicht verlassen werde. Wenn noch ein Funken Ehrlichkeit in dir ist, wirst du den Wechsel nicht protestieren lassen und sofort die Gelegenheit ergreifen, die sich dir bietet, die Dankeschuld abzuführen!“

Und als der junge Mann verneinte, hub der Staatsanwalt aufs Neue an:

„Hör mich an, Jacques, ich will in meinen Zugeständnissen noch weiter gehen. Wenn ich einmal wieder über dieser Schwelle bin, bist du der Justiz verfallen, aber hier ist es nicht ein Richter, der einem Angeklagten Fragen stellt. Mache mir ein Geständnis und ich bürgere dafür, daß, was auch kommen mag, und sollte selbst dein Leben davon abhängen, das Geheimnis nicht zu diesen vier Mauern hinauskommen wird. Antworte mir jetzt!“

Das war wirklich nicht mehr der strenge Beamte, der jetzt diese wehleidigen Worte über den Kopf des Unglücklichen ausschüttete. Dieser war des neuen Ansturmes nicht gewärtig. Er konnte nur seine Arme um den Hals des Staatsanwalts werfen und schluchzen:

ei-
inige
ichtig-
bunt
ierte,
er sich
ließ.
rade,
en er
zum
ver-
:
für
ters,
eine
ragen
hlung
hier-
worte
d ich
mir
Ver-
denn
meine
aß ich
ein
den
ort die
t, die
hub
neinen
nn ich
n, bist
nicht
fragen
bürge
, und
, das
inaus-
trenge
e über
Dieser
ig. Er
ls des



Der Staatsanwalt schwante an's Bett des Gefangenen.

„Oh Pate, mein Pate!“

„Run?“

„Verzeihung, aber ich kann nicht reden...“

„Jacques!“

Eine Pause. Dann stieß ihn Herr Anglès heftig zurück, und schrie in einem Ausbruch von Zorn, mit furchtbarer Stimme, die aber noch die Angst der zärtlichen Neigung verriet:

„Aber es geht doch um die Ehre deines Namens, um deine Mutter um uns alle! So verteidige dich doch, um dich vor dem Fenster zu retten!“

In diesem Augenblick hörte man im Zimmer daneben einen ersticken Schrei und einen dumpfen Fall.

„Mama!...“

Jacques war in einem Satz an der Tür, aber Herr Anglès hielt ihn brüsk zurück:

„Ihre unglückliche Mutter weiß jetzt alles... Sorgen Sie, daß Sie ihr aus den Augen sind, wenn Sie zu sich kommt! Ich habe einen Haftbefehl, drunten erwartet man Sie. . . . Sehen Sie also, aus Rücksicht auf ihre Mutter, und, keinen Skandal!“

„Aber Sie?“ flehte er.

„Ich werde mich ihrer annehmen, obschon du dich deiner Pflicht entzogen hast!“

Jacques ging gesenkten Hauptes und schweigend hinaus. Und bald darauf hörte man vom Fenster her des Rollen des Wagens, der ihn ins Gefängnis brachte.

V.

Und wieder las man im „Petit Nouvelliste“:
„Verhaftung des Mörders. — Erdrückende Beweise.“

Der Mörder aus der Rue du Val ist verhaftet worden. Die Beweise gegen ihn sind erdrückend. Der Mörder wäre kein anderer als Herr Jacques Monnier, Beamter der Bank Dubois, der Sohn des verstorbenen Kreis- tagsmitgliedes. . .

Der junge Mann war ebenso begabt als fleißig und verdiente reichlich zu seinem und seiner Mutter Unterhalt. Wohl begab er sich regelmäßig jede Woche nach Paris. Aber meist befand er sich dann in Gesellschaft anderer junger Leute aus der Stadt, und logierte beim Advokaten Léonce Anglès, dem Sohne unseres Staatsanwalts.

Wie schon gesagt fand sich unter den Papieren der Ermordeten ein Rechnungsbuch mit den Anfangsbuchstaben der Personen, die Geld holten oder wieder einzahlten. Und schon in den ersten Zeilen liest man folgenden Vermerk:

„Montag, den 1. Dezember: Von J. M. 100 fr. zurück. Neue Anleihe verweigert, da Zweck nicht klar.“

Das Verbrechen wurde bekanntlich verübt in der Nacht von Montag auf Dienstag. Der Untersuchungsrichter fand beim Weiterblättern, daß J. M. seit dem 1. Februar monatlich die Summe von 100 fr. zurückzahlte. An einem Tage betrug die Anleihe die Summe von 5000 fr.

Da die Zahl der Bekannten der Witwe Leroux ziemlich beschränkt war, kam man bald darauf, daß die Anfangsbuchstaben J. M. Jacques Monnier bedeuten sollten. Der Diener konnte auch angeben, daß seine Herrin am Montag abend 6 Uhr den Besuch von Jacques Monnier erhalten hatte; er hatte ihn hineingeführt und wieder hinausgeleitet. Der Besucher verließ das Haus erst etwas vor 7 Uhr, und der Diener erinnert sich, daß er sehr ärgerlich aussah.

Um dieselbe Zeit erschien als Zeuge ein junger Handelsangestellter, der die Erklärung abgab, er habe am Montag abend, gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr, als er aus dem Café nach Hause kam, an der Ecke der Rue du Val und der Rue Colombier einen Mann gesehen, der in seinem Äußern ganz Herrn Monnier glich. Nach dem Leichenbefund wäre die Tat ungefähr um Mitternacht passiert. Dieser Sachverhalt machte den Haftbefehl gegen Monnier unerlässlich.

Der Verhaftete hat auch die auf die Anleihe von 5000 fr. bezüglichen Tatsachen zugegeben, sowohl den Besuch, den ersten wenigstens, den er bei der Witwe am Montag abend machte, die Zurückzahlung von 100 fr. und den Versuch einer neuen Anleihe. Nur verwahrt er sich mit der letzten Energie gegen die Behauptung, er sei in die Wohnung des Opfers zurückgekehrt. Leider hat Herr Monnier den Alibi Beweis nicht führen können. Andererseits hat er sich auch von vornherein geweigert, Aufklärung zu geben, sowohl über die Verwendung der

5000 fr. als auch der andern Summe, die zu leihen er versucht hatte.

Wir haben uns nach dem Befinden der Haushälterin Brigitte erkundigt. Sie wird mit dem Leben nicht davonkommen, ihre Verletzungen sind zu furchtbar. Aber sie konnte mit dem Angeklagten konfrontiert werden, und das Resultat war Herrn Monnier nicht günstig. Die Haushälterin hat in ihm den Mörder wieder erkannt.“

Darnach konnte an seiner Schuld nicht mehr gezweifelt werden. Und wenn gleich darauf mitgeteilt wurde, es liege ein neues Zeugnis vor, das geheim gehalten werde, und es seien neue Hausdurchsuchungen beim Mörder und bei der Ermordeten vorgenommen worden, so konnte das nach dem Vorhergegangenen nicht mehr als wesentlich in Betracht kommen.

VI.

Trotz des anscheinend furchtbaren Anlagematerials, welches die Untersuchung gesammelt hatte, konnte diese doch über einzelne dunkle Seiten der Angelegenheit nicht hinwegkommen, die noch mehr Herrn Anglès in Anspruch nahmen. Lag nicht die Möglichkeit vor, daß ein anderer der Mörder war?

Die letzte, bis dahin noch geheim gehaltene Aussage hatte in dieser Richtung ein Beweisstück von höchster Bedeutung gebracht. Der Zeuge hatte einige Tage vor dem Verbrechen in der Kasse der Ermordeten etwa fünfzig goldene Hundertfrankenstücke selber gesehen, die ihm von der Witwe als eine Seltenheit gezeigt wurden. Ohne Zweifel wechselte der Dieb dieses Geld aus, und da die Hundertfrankenstücke so selten sind, konnte der aufmerksam gemachten Polizei der Dieb nicht entgehen.

Nun kannte Herr Anglès einen höheren Beamten an der Polizeipräfektur. Er suchte diesen auf und betonte vor allem die Wichtigkeit der letzten Aussage hinsichtlich der Hundertfrankenstücke. Könnte die Polizei darüber nicht Näheres erfahren?

„Das erscheint mir eine sehr schwierige Sache,“ entgegnete der hohe Beamte, man müßte doch schon wissen, in welchem sozialen Milieu der Dieb mutmaßlich verkehrte, wohin also unsere Agenten ihre Schritte vor allem zu lenken hätten. . . Um einen gewöhnlichen

Gauner scheint es sich in diesem Falle nicht zu handeln. Da man ihn mit Ihrem Täufing verwechseln konnte, muß er zum behäbigen Bürgertum gehören. Zu einem solchen Streich sah er sich nur gezwungen durch dringende Not, einen Spielverlust, eine noble Passion. Das weist auf die galante Welt und auf die Klubs hin. Ich kann Ihnen keinen großen Erfolg versprechen; doch will ich die nötigen Anordnungen treffen,“ schloß Herr Laporte, während er seinen Freund zur Tür geleitete.

VII.

Zwei Wochen verstrichen, ohne daß irgend ein Zeugnis bekannt geworden wäre, das sich für Monnier günstig hätte deuten lassen.

Da versuchte Herr Anglès ein letztes. Unter seiner Verantwortung wurde Madame Monnier in die Zelle des Angeklagten geführt.

Auf dem Rand seines unbequemen Lagers sitzend, war Jacques seinen Tränen hingegeben, als er die Türe gehen hörte. Er stieß einen Freudenschrei aus, als er seine Mutter erkannte.

Die arme Mutter selber mußte sich Gewalt antun, um nicht zusammenzufallen beim Anblick ihres Sohnes, so sehr war dieser nach einem Monat Haft und nach so furchtbaren Seelenqualen verändert! In einem Sage war er an ihrer Seite und half ihr mühsam bis zu seiner Pritsche. Hier schlug sie den dichten Schleier zurück, und nun war es an ihm, sich zu entsetzen vor der Veränderung, die sich seither in den Zügen der Unglücklichen vollzogen hatte.

„Du zweifelst doch nicht an meiner Unschuld?“ begann er dann.

„Oh, Jacques! Du tuft mir Unrecht! Und wenn noch so viel gegen dich spräche.“

„Nun ja, ich bin unschuldig! Und wenn ich das nicht beweise, wie es in meiner Macht stünde, so ist es darum, liebe Mutter, weil ich von dir in der Hochachtung vor der Pflicht großgezogen worden bin; indem ich so handle, wie ich es heute tue, habe ich das Bewußtsein, nach meinem Gewissen zu handeln.“

„Das Gewissen irrt nicht!“ seufzte die Arme.

„Ein Trost bleibt mir wenigstens in meinem Unglück“, fuhr Jacques fort. „Herr Anglès hat mir versprochen, für dich. . .“

„Ich werde von Herrn Anglès nichts an-

nehmen“, erklärte sie entschlossen, „denn schon ohne die Schuld, die wir deines Vaters wegen bei ihm machten. . .“

„Du kannst ohne Scheu die Wohlthaten des Herrn Anglès annehmen! Die Schuld meines Vaters und die unserige, sie werden bezahlt, und zwar reichlich!“

„Die Schuld deines Vaters wird — reichlich bezahlt? Unglückliches Kind! du hast dich verraten! Das also. . .“

„Nun, ja, jetzt wo du den Schulbigen kennst, sag' mir doch, ob ich ihn anzeigen und den Mann der Schande preisgeben kann, der uns die Ehre gerettet hat!“

„Léonce!“

„Der Sohn unseres Wohlthäters! Ein grausames Verhängnis lenkt den Verdacht von ihm auf mich! Ich kann mich nur freimachen, indem ich ihn ausliefere!“

Was ging dann zwischen Mutter und Sohn vor? Als ihr der Staatsanwalt auf der Schwelle entgegentrat, um von ihr schnell das Ergebnis der Unterhaltung zu erfahren, ließ sie ihm nicht Zeit zur Frage:

„Mein Sohn ist unschuldig!“ erklärte sie, indem sie sich stolz aufrichtete. „Er wird nicht reden!“

„Aber dann werden doch Sie reden, seine Mutter?“

„Mein Sohn wird nicht reden, und ich, seine Mutter billige dies Verhalten!“

VIII.

Dann kam die Verhandlung vor dem Schwurgericht. Wer im Verlaufe der feierlichen Verhandlungen einen Theatercoup erwartet hatte, kam nicht auf seine Kosten. Nach viertelstündiger Beratung erschienen die Geschworenen wieder im Saal. Es lagen zwei Fragen vor: „1. Ist Monnier schuldig, die Witwe Leroux und deren Haushälterin ermordet zu haben? Wenn ja, geschah die Tat mit Vorbedacht? 2. Ist Monnier schuldig, der Witwe Leroux nächtlicher Weise Geldsachen entwendet zu haben?“ Das Verdikt bejaht die Fragen ohne mildernde Umstände. Das war der Tod.

Als der Präsident fragte: „Monnier haben Sie noch was zu sagen?“ da antwortete er in einem Tone, der einen lebhaften Eindruck

auf das Publikum machte, mit den Worten Corneilles:

„Das Verbrechen macht die Schande, nicht das Blutgericht!“

IX.

Eines Morgens erhielt Herr Anglès folgendes lakonische Telegramm: „Kommen. Laporte.“

Der Staatsanwalt machte sich unverzüglich auf den Weg und wurde sofort bei seinem Freunde eingelassen.

„Nun? Gibt es Neues?“

„Sie haben richtig kalkuliert,“ begann Laporte langsam. „Die Goldstücke haben den Mörder geliefert. . .“ Es stellte sich letzte Woche jemand vor, der erklärte, einige Tage nach dem Mord habe er von diesen Goldstücken in den Händen eines Mitglieds des Klubs gesehen, dem er selber angehört. Der Zeuge bezeichnete jenes Mitglied des Klubs, die Untersuchung setzte ein und führte zur Ermittlung des jungen Mannes. . . Man erfuhr dann, daß der junge Mann im Klub auf hohe Summen spielte. Einmal verlor er 5000 fr. . .“

„5000 fr.? Das ist seltsam!“

„Welche innerhalb 24 Stunden bezahlt wurden. Man weiß ferner, daß er am Abend vor dem Mord eine neue große Spielschuld machte, daß er an diesem Tage von Paris abreiste, und am andern Morgen wieder zurückkam, um seine Schuld zu bezahlen, zum Teil mit den Hundertfrankenstücken. . .“

„Es kann also kein Zweifel obwalten über die Schuld dieses jungen Mannes?“

Laporte glaubte in der Stimme des Staatsanwalts ein leises Bittern zu bemerken, der fortfuhr:

„Ist er aus Paris?“

„Er wohnt da.“

„Das Zusammentreffen zwischen den zwei dem Opfer abgestatteten Besuchen ist jedenfalls eigentümlich, meinen Sie nicht auch? Vielleicht kannte er Monnier? oder war er gar mit ihm befreundet?“

Der Staatsanwalt schien ängstlich auf eine Antwort zu warten, eine verneinende, aber Laporte schwieg. Und eine brütende Stille lag im Zimmer.

„Das könnte in der Tat zutreffen,“ fuhr

Anglès fort, „vielleicht waren die beiden jungen Leute durch Freundschaft verbunden... Jacques kam oft nach Paris... und vielleicht hat er, um dem Freund einen Dienst zu leisten, das Geld zu leihen gesucht, wodurch er in diesen Verdacht kam? Vielleicht hatte er schon die erste Schuld nur für seinen Freund gemacht, die er so pünktlich abzahlte?“

Hier schien Anglès wie von einer Schwäche befallen:

„So antworten Sie doch, da Sie's doch wissen!“

„Nun ja,“ bemerkte der Polizeibeamte, den es fröstelte, „die Daten stimmen überein, die der Geldverluste des einen und der Anleihen des andern, auch die Zahlen...“

Anglès strich sich mit der Hand über die Stirn:

„Und vielleicht glaubte Jacques, der Unglückliche, er hätte seinem Freunde oder dessen Vater gegenüber derartige Verpflichtungen, daß diese seiner Sohnes- und Unterhaltungspflicht, und die Ehre jenes Mannes seiner eigenen Ehre vorging?... Wie, ist es das?“

Raporte ergriff die Hände des Staatsanwalts:

„Nun ja, mein Freund, mein armer Freund, so ist es...“

Der Staatsanwalt schwankte. Mit einer Stimme, die nur noch ein Hauch war, denn sie wollte gegen die Gewißheit kämpfen, fragte er:

„Dann ist er's... Léonce?“

Raporte wandte sich ab.

„Mein Sohn!... oh!“

Der Unglückliche schien einen Augenblick wie vom Blitz getroffen. Durch einen eisernen Akt des Willens gelang es ihm, sich zu beherrschen und sein kaltes Blut wieder zu gewinnen.

„Und ich habe den andern anklagen können, gemartert, im Kot geschleift! Ich danke Ihnen dafür, daß Sie ein großes Unrecht verhindert haben!“

„Was gedenken Sie zu tun?“

„Wieder gut machen und strafen!“

Dann verließ dieser Mann mit dem Mut der antiken Helden festen Schrittes das Zimmer.

Noch am selben Abend erhielt der Justizminister, zugleich mit seiner Demission, ein ausführliches Geständnis der That, unterzeichnet vom Schuldigen.

Und am andern Morgen brachten die Zeitungen unter ihren vermischten Nachrichten die Notiz, es habe sich in der Nacht ein Pariser Advokat, Léonce Anglès erschossen... .

X.

Auf dem öffentlichen Platz, unweit des Gefängnisses, harrete eine ungeduldige, aufgeregte Menge. Am Vorabend hatte sich das Gerücht verbreitet, die Guillotine sei angekommen.

Jacques hörte das Geschrei, ohne zu erbleichen. Er hatte ja das Opfer seines Lebens gebracht; nur der Gedanke an seine Mutter bekümmerte ihn noch.

„So rede doch!“ wiederholten ihm seine Wächter, die von seiner Unschuld überzeugt waren, „es ist noch Zeit, dich zu retten!“

Er aber beschränkte sich darauf, die Achseln hoch zu ziehen und stolz zu lächeln. Es half nichts, daß man von ihm eine Schwäche erwartete: er würde schweigen bis unters Hakenbeil.

Es war vor dem Tagesgrauen.

Ein gewaltiger Lärm stieg zu den Fenstern des Gefängnisses hinauf. Jacques erwachte bei diesem Geräusch, das durch die dicken Mauern kaum gedämpft wurde. Schweißtropfen perlten von seiner Schläfe. Heute würde es sein... .

In diesem Moment weckten sich ihm die Augen unter dem Eindruck eines jähen Schrecks. Denn die Türe der Zelle wurde geöffnet, und in dem Rahmenerschien ein Mann, den eine unbeschreibliche Erregung auf der Schwelle gebannt hielt.

Jacques erkannte in der Gestalt Herrn Anglès. Das fahle Licht einer Laterne fiel auf ein totenblaßes Angesicht und auf ein kahles Haupt, dessen Haare über Nacht gebleicht worden waren.

„Sie?“ sagte er, „mein Pate...“ Und mit fester Stimme: „Dank, daß Sie mir die Nachricht bringen! So erscheint sie mir weniger grausam... . Gehen wir, ich bin bereit!“

„Man lasse uns allein!“ gebot der Staatsanwalt und schwankte ans Bett des Gefangenen: „Du bleibst also bis zum Ende bei deiner Berrücktheit, Jacques? Du willst mit deinem Blute die Schuld deines Vaters abbezahlen!“

„Pate!“

„Ich weiß alles!“

„Hat die Mutter geredet?“

Unfähig, sich weiter zu beherrschen, warf sich Anglès dem Täufling um den Hals:

„Ich weiß alles,“ schluchzte er, „ich weiß, daß du unschuldig, daß du ein Held bist, und daß du nahe daran warst, ein Märtyrer zu

werden! . . . In meine Arme, mein armes Kind. . ., und verzeih' mir!“

Auf Befehl des Ministers wurde der Verurteilte vorläufig auf freien Fuß gesetzt, bis die Revision des Prozesses seine Unschuld feierlich aussprechen ließ. Aber — Ehre um Ehre — Jacques Monnier hatte seine Schuld bezahlt.
Maxime Audouin.

Naturgeschichte.

Die großen fossilen Saurier.

Diese seltsamen und phantastischen Tiere, eine willkürliche Mischung verschiedener Rassen, zugleich Rhinoceros, Känguruh, Krokodil, Schildkröte und Walfisch, in der

sogenannten jurassischen Periode, vor etlichen hunderttausend Jahren.

Man bezeichnet sie mit dem allgemeinen Titel „Dinosaurier“, was aus dem Griechischen stammt und bedeutet „deinos“ = fürchtbar, seltsam,

wunderbar und „saurae“ = Eidechse.

Die einen waren Pflanzenfresser, die andern Fleischfresser. Sie nährten sich von den Pflanzen, die im Innern der Wälder wuchsen, oder fraßen einander selbst auf.

Zu jener Zeit war unsere Erde eine mächtige Insel, die aus den Meeren hervorragte, zerschnitten durch Lagunen, Sümpfe und oft überschwemmte Dünen. Hier herrschte ein tropisches Klima, deshalb wuchsen Baumfarren, die größer waren als Palmen und riesige Tannen. Hier trieben sich auch jene gigantischen Dinosaurier herum, deren Gebrüll das Rollen des Donners übertönen

mußte. Einige Exemplare dieser Kolosse aus der jurassischen Periode erreichten 35 m.!

Das Tier, das im Vordergrund unserer Abbildung herumspringt, und dessen wildes Äußere sofort den Fleischfresser kennzeichnet, wurde von den Paläontologen „*Eratosaurus*“ genannt.

Wie die meisten dieser Ungeheuer lebte unser Dinosaurier als Amphibie in den Sümpfen, am Ufer der Flüsse und an den Gestaden der Binnenseen.

Das Tier, das im Hintergrund unseres Bildes den Kopf



Die großen fossilen Saurier.

überm Wasser hält, heißt „*Brontosaurus*“. Es war ein riesiger Vierfüßler, Pflanzenfresser, Amphibie und Fischhüter, mit 5 teiligen Füßen. Der Kopf war außerordentlich klein, kleiner als bei irgend einem Wirbeltier. Der Hals war lang und biegsam. Auf dem Wirbel dieses winzigen Schädels, der die Hülle für eine ebenso winzige Gehirnmasse war, öffneten sich die Nasenlöcher einer Schildkröte. Allem Anschein nach, lebte dieses langsame und dumme Tier im Wasser. Auf dem Sande ging es wie unsere Bären; dabei maß jede Fußspur 90 qcm., und sein Gewicht mußte 30.000 kg. betragen!